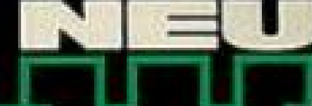
1,80 DM / Band 550
Schweiz Fr 1,80 / Österr. S 14,-



BASTEI

GEISTERJÄGER

JOHN SINCLAIR

Die große Gruselserie von Jason Dark

Der Heimkehrer

Frankreich F 8,00 / Italien L 1800 / Niederlande f 2,25 / Spanien P 150



Der Heimkehrer

John Sinclair Nr. 550

von Jason Dark

erschienen am 17.01.1989

Titelbild von Vicente Ballestar

Sinclair Crew

Der Heimkehrer

Er hatte seine Freunde verlassen und war dem Lockruf der gefährlichen Serena gefolgt, die einst als Geliebte des Magiers Myxin in Atlantis gelebt hatte.

Doch die Versprechungen platzten wie Seifenblasen im Wind. Schon sehr bald erfuhr der Eiserne Engel Serenas wahre Pläne. Verzweifelt bäumte er sich auf und mußte erleben, wie er getreten und gedemütigt wurde.

Dennoch glaubte er fest an seine Heimkehr. Er kam auch zurück. Nur anders, als er es sich je vorgestellt hatte…

Ich wiederhole mich zwar ungern, aber es war wirklich so. Der Anruf riß mich aus dem tiefsten Schlaf.

Da drang das Schrillen des Telefons wie der Klang einer Sirene durch meinen Kopf. Irgendwo schmerzte der Laut auch, und es dauerte seine Zeit, bis ich mich zurechtgefunden hatte. Dabei lag ich in meinem Bett und nicht irgendwo fremd in einem Zimmer.

Fast hätte ich noch den Apparat vom Nachttisch gestoßen, so tapsig reagierte ich.

»Ja, Sinc…«

»Ich weiß, daß du es bist, John!«

»Hä? Bill?«

»Klar.«

»Um diese Zeit? Verdammt, hast du keine Uhr im Haus? Weißt du eigentlich, wie spät es ist?«

»Und ob ich das weiß, mein Junge.« Allmählich klärte sich mein Hirn, die Gedanken faßte ich zu folgerichtigen Schlüssen zusammen, und ich sagte mir, daß Bill nicht ohne Grund angerufen hatte.

»John, du bist der einzige, an den ich mich wende. Es geht um Sheila!«

»Was?«

»Ja, John, sie ist…«

»Doch nicht…«

»Daran dürfen wir nicht denken, aber ich bin auf dem Weg zu ihr. Bitte, komm auch ins St. Stephan Hospital.«

»Weshalb?«

»Sie… sie will uns noch einmal sehen, glaube ich.« Bills Stimme klang erstickt. »Ein Arzt hat mich angerufen. Er wunderte sich auch, daß Sheila plötzlich gesprochen hatte, fast unmöglich in ihrer Situation, aber sie haben die Worte auf einer Kassette aufgenommen und werden sie uns abspielen, wenn wir erscheinen.«

»Was hat sie denn gesagt?«

»Das weiß ich nicht, John. Kommst du denn?«

»Was soll die Frage? Natürlich komme ich. Wenn jemand Wünsche hat, dann soll man sie erfüllen.«

»Hoffentlich war es nicht ihr letzter«, flüsterte Bill, bevor er auflegte.

Die Worte hatten mir einen Stich gegeben, aber so unrecht brauchte Bill nicht zu haben. Sheilas Leben hing noch immer am seidenen Faden. Seit zwei Tagen kämpfte sie bereits mit dem Tod. Die erste große Krise hatte sie glücklicherweise überstanden, dann war eine zweite gekommen, gerade dann, als die Ärzte damit rechneten, daß sie sich wieder erholen würde. Sheila war zurück in einen schlimmen Zustand geglitten, der auch ihren Mann Bill so ungemein stark deprimiert hatte. Nun kämpfte sie weiter, aber sie hatte gesprochen.

Eine Hoffnung? Es konnte auch das Gegenteil von dem bedeuten.

Möglicherweise hatte sich Sheila verabschieden wollen. Daran allerdings durfte ich nicht denken.

Ich kippte mir hastig kaltes Wasser ins Gesicht und vertrieb so die letzten Reste der Müdigkeit. In Rekordzeit schlüpfte ich in die Kleidung, aber darin hatte ich mittlerweile Routine bekommen. Während ich mich hastig fertigmachte, ließ ich mir die nahe Vergangenheit noch einmal durch den Kopf gehen.

Sheilas Verletzung stammte von einem Messerstich. Man hatte ihr vor dem Haus aufgelauert. Ein junges Mädchen, getroffen von Amors teuflischem Pfeil, war auf die Seite der Hölle gezogen worden. Der Teufel hatte sich vorgenommen, die Liebe auf der Welt auszurotten und die alte Figur des Amor in seinem Sinne umfunktioniert. Er hatte ihr höllische Kräfte eingehaucht und aus dem Gott der Liebe eine Figur der Hölle gemacht.

Amor verschoß jetzt seine Pfeile im Sinne des Teufels. Wer getroffen wurde, in dem steckte die Kraft der Hölle, der vergaß, was er einmal gewesen war und lebte allein nach den Gesetzen der Schwarzen Magie. Da machte es ihm auch nichts aus, wenn er versuchte, einen Menschen umzubringen. Bei Sheila hatte der Teufel seinen Plan begonnen.

Asmodis haßte die Conollys bis aufs dämonische Blut. Er mochte keine Familienbande und Liebe, und er hatte eben versucht, Sheila zu töten.

Das Messer war in ihren Körper gedrungen, hatte sie allerdings nicht tödlich verletzt. Wäre Sheila fünf Minuten später gefunden worden, dann wäre sie verblutet. So hatte sie quasi im letzten Augenblick in ein Krankenhaus geschafft werden können.

Dort kämpfte sie um ihr Leben.

Aber der Teufel hatte nicht genug gehabt. Auch Johnny hatte er durch seine Dienerin umbringen wollen. Das war ihm nicht gelungen, weil die Wölfin Nadine im letzten Augenblick dazwischen gesprungen war. Sie war ebenfalls von der Klinge erwischt worden und lag verletzt im Haus der Conollys. Fast hätte der Satan sie sogar in seine Klauen bekommen, sie war bereits eine Verwandelte gewesen. Den Plan allerdings hatte ich mit Hilfe meines Kreuzes zunichte machen können.[1]

Darüber dachte ich nach, als mich der Lift in die Tiefgarage brachte, wo zwischen all den anderen Wagen nicht nur mein Dienstrover parkte, sondern auch Sukos neuer BMW 535i. Mein Freund und Kollege hatte ihn in einem Preisausschreiben gewonnen, eine Tatsache, an die ich mich noch immer nicht so recht gewöhnen konnte.

Der Lack schimmerte diamantschwarz, die Scheiben waren getönt.

Ich wäre gern mit dem Wagen gefahren, doch Bill hatte nur nach mir

verlangt, deshalb ließ ich Suko schlafen. – Ich war Bills ältester Freund. Ich hatte ihn schon gekannt, da waren wir beide noch Junggesellen gewesen. Irgendwann hatte er ein junges Mädchen namens Sheila Hopkins kennen- und liebengelernt. Mein Kontakt zu ihm war geblieben. Als Johnny geboren wurde, bekam ich die Patenschaft über ihn. Die Familie Conolly und ich… meine Gedanken irrten ab. Es war für mich einfach unvorstellbar, daß es Sheila nicht mehr geben sollte.

Vor mir stieg das breite Gittertor in die Höhe. Ich scheuchte den Rover die Auffahrt hoch.

Das Wetter war gekippt. In den letzten Jahren hatte ich herrlich warme September erlebt, doch in diesem Jahr war die Kühle über London hereingebrochen. Mit ihr kam natürlich der Regen, so daß man von einem Schmuddelwetter sprechen konnte.

Ich stieß in das Dunkel der Stadt hinein. London lag um diese Zeit in einem tiefen Schlaf. Da waren die meisten Straßen leer, so daß ich gut durchkam.

Diesmal achtete ich nicht auf Tempolimits. Ich scheuchte den Rover über den regennassen Asphalt und in den leichten Dunst hinein, der über den Fahrbahnen lag.

Meine Stimmung hatte sich dem Wetter angepaßt. Auch sie konnte ich als bedrückt bezeichnen, grau, mies und ängstlich. Ich brauchte nicht über die Themse, rollte über die breite Fulham Road in Richtung Süden und näherte mich dem Strom.

Bei einem derartigen Wetter lagen stets Nebel über den grauen Fluten.

Auch jetzt trieb der Wind den Dunst in die Ufernähe. Die nassen Straßen, der Nebel, die Lichter, alles verschwamm, wurde unwirklich. Ich merkte, daß die Müdigkeit wieder zurückkehrte und war schließlich froh, mein Ziel erreicht zu haben.

Mittlerweile kannte ich mich aus, rollte auf den Parkplatz, stellte den Rover dort ab und hetzte mit langen Schritten dem hellerleuchteten Eingangskomplex entgegen.

Nicht nur ich kannte das Gebäude, auch ich selbst war dort bekannt. Man fragte mich nicht, sondern winkte mich durch.

»John!«

Ich hatte nicht auf die Gestalt im Hintergrund geachtet. Es war Bill, der auf einem Stuhl hockend auf mich gewartet hatte. Als ich in die Halle stürmte, stand er auf.

Wir liefen aufeinander zu.

Mein Freund wirkte wie eine schlechte Karikatur seiner selbst. Er hatte abgenommen, war totenbleich im Gesicht.

»Danke, daß du gekommen bist.« Er nahm meine Hände und drückte sie.

Ich schüttelte verwundert den Kopf. »Warst du nicht bei Sheila oben, Bill?«

»Nein, nein.«

»Weshalb nicht?«

Er hob die Schultern. »Es… es war mir einfach nicht möglich, verstehst du? Ich konnte nicht. Ich wollte auf dich warten. Wenn es tatsächlich mit Sheila vorbei ist …«

»Hör auf, so darfst du nicht reden, Bill. Sheila hat gesprochen, vergiß das nicht. Sie ist zäh, sie wird es schon schaffen.«

Mein Freund hob die Schultern. »Ich hoffe nur, daß du recht behältst, John.«

»Klar doch.« Ich wechselte das Thema. Dabei gab ich meiner Stimme einen forschen Klang. »Wo soll ich jetzt hingehen?«

»Nach oben. Da werden wir erwartet.«

»Kennst du den Arzt?«

»Ja, er heißt Cendric.«

»Ein neuer?«

»Einer der Oberärzte.«

Während unseres Dialogs waren wir in den Lift gestiegen, der uns in die Etage brachte, wo auch die Intensivstation lag, auf der sich Sheila seit nunmehr einigen Tagen befand und noch immer nicht über den Berg war. Meine Gedanken beschäftigten sich bereits mit ihren Worten, die ich nicht kannte. Möglicherweise war es tatsächlich ein Abschied.

Sehr hart preßte ich die Lippen zusammen. Über meinen Rücken rann eine Gänsehaut. Wenn das eintreffen würde, war es einfach furchtbar, Grauen pur.

Wir hatten das Ziel erreicht. Da lag der lange Flur, auch die Milchglastüren zum abgesperrten Teil, der Intensivstation. So kannte ich es und auch die nächtliche, irgendwie angespannte Ruhe innerhalb der Station. Das Ärztezimmer lag weiter hinten. Die Tür stand offen.

Wir hörten einen Mann sprechen. Dr. Cendric telefonierte. Er war noch jünger, trug das braune Haar als Bürste geschnitten und rückte beim Sprechen die dünne Goldrandbrille zurecht. Als er uns sah, beendete er das Gespräch sehr schnell.

»Bitte kommen Sie herein.« Er wandte sich an Bill. »Sie hätte ich allerdings früher erwartet.«

»Tut mir leid, aber ich wollte noch einen Freund mitbringen. Das ist übrigens Oberinspektor Sinclair…«

»Von Ihnen habe ich natürlich gehört. Der Mordanschlag auf Mrs. Conolly, den Sie im letzten Augenblick verhindert haben, ist nicht vergessen.«

»Es war Glück.«

»Egal – sie lebt!«

»Und?« fragte Bill.
Dr. Cendric deutete auf zwei Stühle. »Was meinen Sie damit?«
Wir setzten uns hin. »Wie geht es ihr? Kommt sie durch?«
Auch der Arzt nahm Platz. Ein feines Lächeln umspielte seine Lippen. »Wissen Sie, Mr. Conolly, ich kann Ihnen im Prinzip nicht mehr sagen als noch vor zwei Tagen. Uns hat es gefreut, daß sie sprechen konnte. Die Idee mit dem Recorder hatte ich. Es war gut so, glaube ich, denn die Worte möchte ich mal als etwas ungewöhnlich oder seltsam bezeichnen, wenn Sie verstehen.«
»Noch nicht.«
Dr. Cendric lächelte mir zu. »Natürlich, Mr. Sinclair. Hören Sie sich das Band zunächst einmal an.« Er griff in die Schreibtischlade und holte einen kleinen Recorder hervor. »Ich habe das Band bereits zurücklaufen lassen, so daß nur ihre Stimme zu hören ist. Als sie sprach, befand ich mich zufällig im Raum.«
»Lassen Sie hören.«
Er stellte den Recorder ein. Zunächst hörten wir nur ein Rauschen.
Ich beobachtete Bill, der neben mir saß und eine vorgebeugte Haltung eingenommen hatte. In seinen Augen flackerten Angst und Hoffnung. Unruhig bewegte er seine Hände und rieb die schweißfeuchten Flächen gegeneinander. Durch die Nase atmete er ein und ließ die Luft auch ausströmen. Seine Beine zitterten.
»Bitte, konzentrieren Sie sich jetzt auf das Band, meine Herren. Sie spricht sehr leise, und wir müssen schon genau hinhören. Ich will Ihnen noch sagen, daß die Worte kaum etwas mit dem Zustand der Patientin zu tun haben. Sie gehen in eine völlig andere Richtung.«
»In welche?« fragte ich.
Dr. Cendric hob die Schultern. »Hören Sie selbst zu und bilden Sie sich Ihre Meinung…«

***

Zuerst vernahmen wir ein leises Rauschen. Zwei, drei Sekunden vergingen. Dann erreichte uns ein Geräusch, das ebenfalls sehr gut zu identifizieren war.
Atmen…
Sheila mußte kämpfen. Im Hintergrund flüsterte jemand. Dann zuckte Bill zusammen, als er die Stimme seiner Frau vernahm. Sie klang sehr leise, als wäre Sheila meilenweit entfernt. Wir hatten auch Mühe, die Worte zu verstehen, denn manche Silben verschluckte sie.
Mit zwei Namen begann sie. »Bill… Johnny … ich … ich bin nicht tot, ich bin noch da. Aber es brennt so schrecklich. Ich will nicht sterben, ich gehöre doch zu euch.« Des öfteren waren ihre Worte durch heftiges Atmen unterbrochen.
Mir ging der Text natürlich unter die Haut. Bill hatte es noch

schlimmer getroffen. Er hockte auf der schwarzen Lederfläche des Stuhls, starrte das kleine Gerät an und bewegte seine Lippen, ohne daß ein Wort über sie geflossen wäre.

»Aber ich sehe!« vernahmen wir Sheilas Flüstern. »Es ist komisch, Bill, ich sehe. Es ist ein weites Land, ein unheimliches Land. Ich höre Stimmen in einer fremden Sprache, und etwas weht darüber hinweg. Jemand versucht, mit mir Kontakt aufzunehmen. Eine Stimme, die ich kenne… vielleicht von einem Toten, vielleicht …«

Bill wollte aufspringen. Ich bemerkte es rechtzeitig genug und drückte ihn wieder zurück. »Nicht jetzt.«

»Aber Sheila…«

»Sie wird weitersprechen«, sagte der Arzt. »Es hat sie sehr angestrengt, sie muß sich erst erholen und wieder neue Kräfte finden. Das ist doch verständlich.«

»Natürlich.«

Zunächst hörten wir nur Sheilas Atemzüge. Sie klangen ebenfalls nicht normal, waren viel zu abgehackt und kamen nur mehr keuchend rüber. Der Arzt nickte mir zu, zum Zeichen, daß Sheila bald wieder weitersprechen würde.

»Die… die Gedanken … sie lassen sich nicht mehr unterdrücken. Sie erfüllen mich. Alles schwebt … alles kommt zu mir, will mich einfach überfluten, die Stimme, sie gehört einem Bekannten. Ich kenne sie, aber ich kann nicht sagen, wer es ist. Ein Mann, ja, das weiß ich. Ich sehe ihn, kann ihn jedoch nicht erkennen. Er sitzt wie in einem Gefängnis, aber es sind keine Gitter da. Es ist wie Glas, wie…«

Wieder legte sie eine Erholungspause ein. Dafür hörten wir die flüsternde Stimme des Arztes. »Gleich kommt der Satz, den ich nicht verstehe. Danach ist Mrs. Conolly wieder eingeschlafen…«

»Bitte, Doc, seien Sie ruhig!« Bill hatte gesprochen. Er hockte auf dem Stuhl, als stünde er unter Strom. Sein Gesicht war nur mehr eine gespannte Maske. Der Schweiß tropfte ihm von der Stirn, ohne daß er es merkte.

Ich hatte Verständnis für ihn, an seiner Stelle wäre es mir nicht anders ergangen.

Dann erklang wieder die Stimme. Noch leiser, so daß wir uns anstrengen mußten, überhaupt etwas zu verstehen. Gehauchte Worte, die Sheila glücklicherweise mehrmals wiederholte.

»Das Gefängnis, das ich sehe… es ist eine … eine Pyramide. Ja, eine Pyramide aus Glas …«

Dr. Cendric streckte seinen Arm aus und schaltete den Recorder ab. »Das ist es gewesen«, sagte er und schaute uns an, als könne er sofort eine Antwort erwarten.

Ich sagte zunächst einmal nichts, auch Bill hielt sich zurück. Er trocknete die schweißnasse Stirn mit dem Jackettärmel ab, lehnte sich

zurück und hob dabei die Schultern.

»Es war die Stimme Ihrer Frau, nicht wahr?« fragte der Arzt.

»Natürlich!«

»Ich wollte nur sichergehen.« Dr. Cendric starrte den kleinen Recorder an. »Ich weiß, meine Frage klingt reichlich unverschämt. Aber können Sie sich einen Reim auf das Gehörte machen?«

Ich antwortete an Bills Stelle und mußte mir auch erst die Kehle freiräuspern. »Nein, wohl kaum.«

»Das habe ich mir gedacht. Aber es muß etwas zu bedeuten haben. Wissen Sie, vor einigen Tagen noch hätte ich so einem Vorfall keine Bedeutung beigemessen. Nach dem Angriff auf Ihre Frau, Mr. Conolly, sehe ich es anders.«

Bill nickte. »Sicher, sie muß etwas gesehen haben. Vielleicht hat sie in ein anderes Reich hineingeschaut, möglicherweise haben sich für sie bereits die Tore geöffnet.«

»Welche meinen Sie damit?«

»Die zum Jenseits«, erwiderte Bill leise.

Dr. Cendric winkte ab. »Nein, ich glaube nicht an die Berichte der angeblich Toten, deren Seelen bereits in das Jenseits gewandert sind. Ich sehe das mehr aus der Sicht der Tiefenpsychologie.«

Wir wollten nicht weiter über das Thema diskutieren, Sheila war jetzt wichtiger. Ich war der Meinung, daß sie für uns eine Botschaft hinterlassen hatte.

Dr. Cendric schaute mich skeptisch an. »Für Sie eine Botschaft. Weshalb sollte sie das getan haben?«

»Das weiß ich auch nicht. Fest steht, daß sie etwas gesehen hat. Und sie hat es deutlich ausgesprochen. Eine Pyramide aus Glas, in die jemand eingeschlossen ist wie in einem Gefängnis.«

»Stimmt«, antwortete der Arzt. »Meiner Ansicht nach hat Mrs. Conolly geträumt.«

»Das kann auch sein.«

»Nein, nein!« widersprach Bill. »In diesem Zustand träumt man nicht. Da sieht man oftmals Dinge, die dem Auge des normalen Menschen einfach verschlossen bleiben.« Bill drehte sich so, daß er mich anschauen konnte. »John, ich will dir etwas sagen. Sheila hat in eine andere Dimension geschaut. Sie steht noch immer auf der Schwelle zwischen dem Dies- und dem Jenseits. Noch ist sie nicht gekippt, aber man hat ihr gestattet, einen Blick in die Welt der Toten zu werfen.«

Ich krauste meine Stirn. »Weißt du, Bill, ich will dir ja nicht großartig widersprechen, aber meiner Ansicht nach ist das nicht richtig. Gläserne Pyramiden in der Welt der Toten? Das glaube ich einfach nicht.«

»Wohin hat sie dann geschaut?«

Ich hob die Schultern. »Für mich hat sie ein Bild aus einer anderen

Dimension mitgebracht. Vielleicht hat sie in die Vergangenheit gesehen. Du weißt selbst, daß Zeit plötzlich keine Rolle mehr spielt, wenn sich die Dimensionen verschieben. Was ist denn noch das Heute, das Morgen oder das Gestern?«

»Ja, kann sein, aber ich bin leider nicht in der Lage, mich mit diesen Dingen auseinanderzusetzen. Ich bin einfach von der Rolle und kann nur an Sheila denken.«

»Das verstehe ich.«

Dr. Cendric schlug auf seinen rechten Oberschenkel. »Sie können ja sagen was Sie wollen, für mich sind es Traumphantasien, geboren in einem starken Fieber.«

Als Arzt und Naturwissenschaftler mußte er so denken. Wir aber wußten, daß es auch andere Dinge gab, die noch belächelt wurden.

Wie oft hatten wir erlebt, daß eine weit entfernt und entrückt liegende Zeit, die man so einfach mit dem Wort Vergangenheit abtat, gerade bei unseren Fällen eine große Rolle spielte!

Ich sah die Dinge etwas anders, hütete mich jedoch, Leute wie Dr. Cendric durch Worte überzeugen zu wollen.

»Habe ich Sie unsicher gemacht?«

»Nein, Doc, überhaupt nicht. Wir haben unsere verschiedenen Ansichten, das ist alles.«

Bill stand auf. Für einen Moment starrte er ins Leere, bevor er sich an den Arzt wandte. »Kann ich meine Frau sehen?«

Dr. Cendric lächelte. »Da Sie schon einmal hier sind, natürlich. Wir haben Sie nur in einen anderen Raum gelegt, um sie noch besser unter Kontrolle zu haben.«

Das Zimmer lag nicht weit entfernt. Eine Krankenschwester war für Sheila abgestellt worden. Sie saß in einem Nebenraum, schaute auf den Monitor und überwachte die anderen Geräte.

»Es ist alles in Ordnung, Sir«, meldete sie, als wir das Zimmer betraten.

»Danke, Schwester.«

Zu dritt traten wir hinter die Frau und schauten auf den Schirm.

Bill hatte die Hände zu Fäusten geballt. Das Auge der Kamera war von der Decke her und in einem schrägen Winkel auf das Bett gerichtet worden. Von den umstehenden Kontrollapparaten sahen wir nicht viel. Sheila bildete den Mittelpunkt.

Das Bild zeigte die Szene nur in Schwarzweiß und auch nicht so gestochen scharf wie bei einem teuren Gerät. Dennoch konnten wir erkennen, daß es Sheila nicht gut ging. Ihr Gesicht hob sich kaum von der Helligkeit des Kissens ab, auf dem der Kopf lag. Hinzu kamen die blonden Haare, die ebenfalls kaum einen Kontrast bildeten.

Bill bewegte den Mund, ohne etwas zu sagen. Für ihn zählte nur das Bild. Ich konnte mir gut vorstellen, welche Gedanken ihn quälten,

sprach ihn aber nicht an.
Links neben mir stand der Arzt. Dr. Cendrics Stirn zeichnete Falten. Waren sie vielleicht aus Sorge um die Patientin entstanden?
»Sheila?« flüsterte Bill plötzlich. »Was hast du gesehen, Liebling? Wenn du jetzt sprechen könntest…«
Sheila rührte sich nicht. Sie hatte die Worte ihres Mannes natürlich nicht verstanden. Unbeweglich lag sie auf dem Krankenbett. Eine Frau zwischen Leben und Tod.
Als Bill die Schultern hob, sah ich dies als Zeichen an, mich ebenfalls umzudrehen. Fast hastig verließ mein Freund das Zimmer. Im Flur fand ich ihn wieder. Da stand er mit dem Rücken an der Wand und hatte auch seinen Hinterkopf dagegengepreßt.
Er sprach mich leise an. »Ich konnte einfach nicht länger hinschauen, John. Ich konnte es nicht. Es war mir unmöglich.« Er strich über seine Stirn. »Verstehst du das?«
»Natürlich.«
»Wollen Sie noch bleiben, Mr. Conolly?« erkundigte sich Dr. Cendric.
»Hätte es Sinn?«
»Wohl kaum.«
»Dann werden wir gehen, John.« Bill reichte dem Arzt die Hand.
»Ich danke Ihnen, Doktor.«
»Schon klar, Mr. Conolly. Sollte sich am Zustand Ihrer Frau etwas ändern, bekommen Sie sofort Bescheid.«
»Ja, das machen Sie bitte.«
Auch ich verabschiedete mich von Dr. Cendric. »Ich habe mich gefreut, Mr. Sinclair, Sie kennengelernt zu haben.«
»Danke, ebenfalls.«
Wir fuhren mit dem Lift wieder zum Ausgang. Bill war schweigsam. Er sprach erst wieder, als wir das Krankenhaus verlassen hatten und in die schon kühle, herbstliche Luft getreten waren. »Mir gehen Sheilas Worte einfach nicht aus dem Sinn, John.«
»Mir auch nicht.«
»Bist du zu einem Ergebnis gekommen? Was könnte sie denn überhaupt gemeint haben?«
Ich blieb stehen und schaute gegen die nassen Blätter der Bäume.
Einige von ihnen befanden sich im Bereich des Streulichts einer Laterne. Sie hatten einen goldgelben Schimmer bekommen.
Sheilas Worte hatten auch mich sehr nachdenklich gestimmt. Beim ersten Hinhören waren sie mir fremd vorgekommen, dann aber hatte ich überlegt und war zu dem Entschluß gelangt, daß sie so rätselhaft nicht gesprochen worden waren. Irgendwo in meinem Hinterkopf hatte sich eine Idee festgesetzt, die ich allerdings noch nicht näher definieren konnte.
Bill merkte mir an, wie stark ich überlegte. »Hast du etwas gefunden,

John?«
»Ich weiß nicht.«
»Eine Idee?«
»Kann sein.« Ich schaute ihm ins Gesicht. »Sheila hat von einer gläsernen Pyramide gesprochen«, murmelte ich, »aber sie kann nicht die Pyramide gemeint haben, die vor einiger Zeit kurz vor den Toren unserer Stadt erschienen ist.«
»Das glaube ich auch nicht.« Bill räusperte sich. »Ich bin völlig von der Rolle, einen klaren Gedanken kann ich kaum fassen. Pyramide, Pyramide«, murmelte er. »Ob es mit den alten Ägyptern zusammenhängt? Hat sie vielleicht da etwas gesehen?«
»Das muß nicht sein!«
Bill hatte sich über meinen Tonfall gewundert. »Wie kannst du so etwas behaupten?«
Ich schnickte mit den Fingern. »Ich glaube, Bill, ich habe die Lösung. Sheila hat davon gesprochen, daß die Pyramide von einem Mann besetzt war, dessen Stimme sie kennt.«
»Richtig. Nur dessen Namen wußte sie nicht.«
»Genau. Die Stimme kannte sie, der Name fiel ihr nicht ein. Aber mir ist er eingefallen.«
»Und wer ist es?«
Ich ließ mir drei Sekunden Zeit mit der Antwort. »Ganz einfach, Bill, das muß der Eiserne Engel sein!«

***

Bill Conolly stierte mich an. Er ging sogar einen halben Schritt zurück, als hätte er Angst vor mir. »John, du bist verrückt. Du hast nicht mehr alle Tassen im Schrank.«
»Tatsächlich?«
Ich schlug mit der flachen Hand gegen seine Stirn. »Aber ja. Was sollte Sheila, die schwerverletzt im Krankenhaus liegt, mit dem Eisernen zu tun haben?«
»Ich kann es dir nicht sagen.«
»Eben!« Bill hob den rechten Fuß hastig hoch, weil er in eine Pfütze getreten war.
»Moment, ich bin noch nicht am Ende. Was spricht dagegen, daß es nicht so sein kann?«
»Mein Verstand.«
Ich verzog die Mundwinkel. »Bill, ich will nicht an deinem Verstand zweifeln, aber Sheila muß ihre Gründe gehabt haben, wenn sie so etwas sagt. Und zwar verdammt triftige.«
»Wo kann sie denn den Eisernen Engel gesehen haben?«
»Möglicherweise auf einer Astralreise. Ihr Geist kann aus dem Körper getreten sein und sich auf eine lange Reise begeben haben. Das ist

alles nicht unwahrscheinlich. Wir haben ähnliches schon erlebt. Sogar ich persönlich, Bill.«

»Ja, schon…« Bill hob die Schultern. »Aber der Eiserne ist und bleibt verschwunden.«

»Er verschwand wegen einer Frau. Serena hieß sie. Eine Hexe aus dem alten Atlantis, die einmal Myxins Geliebte gewesen war und dem Eisernen den Kopf verdreht hatte. Zudem wollte sie in den Besitz der Flammenden Steine geraten.«

»Ich war nicht dabei, so genau weiß ich es nicht.«

»Und die Pyramide könnte die Pyramide des Wissens gewesen sein, Bill. Bestimmt war sie es.«

Der Reporter schaute mich zweifelnd an. Ich sah ein, daß ich die Geschichte, die damals passiert war, erzählen mußte. »Ganz kurz, Bill. Serena stammte aus Atlantis, und sie hatte etwas mitgebracht, das auch auf dem alten Kontinent erfunden worden war. Eine Salbe, ein Lebenselixier. Diese Paste sorgte dafür, daß Menschen weder starben noch alterten. Stell dir mal vor, so etwas wäre in die Hände anderer Personen gelangt. Zum Beispiel in den Besitz der Mafia oder irgendwelcher Konzerne. Das hätte einen wahren Sturmlauf gegeben.«

»Schon, aber was hat der Eiserne damit zu tun gehabt?«

»Er hat sich auf Serenas Seite gestellt. Angeblich sollte sie einen Weg kennen, der es dem Eisernen ermöglicht hätte, den Bann zu lösen, der seine Väter, die Stummen Götter, für immer in Schach hielt. So weiß ich es, Bill.«

»Und der Eiserne ist mit Serena gegangen?«

»So ungefähr. Er hat sie auf seinen Rücken geladen, dann sind sie verschwunden. Hineingestoßen in Raum und Zeit, ohne sich noch einmal zu melden. Er hat Kara und Myxin zurückgelassen. Was er im einzelnen getan hat, kann ich dir nicht sagen, aber er muß die Pyramide des Wissens gefunden haben und sich in ihr durch die Zeiten bewegen.«

Bill holte tief Luft. »Das ist schwer zu glauben.«

»Klar. Auch für mich.«

»Wenn du recht hast, John, müßten wir darangehen, die Pyramide und damit den Eisernen zu suchen.«

»Genau!«

»Und wo?«

Ich beschrieb mit beiden Händen einen Kreis. »Irgendwo im nirgendwo« erwiderte ich.

»Darauf wäre ich selbst nicht gekommen.« Bill schielte hoch zu den Fenstern der dritten Etage, wo die Intensivstation lag. »Ob Sheila uns wohl eine Auskunft geben kann?«

»Willst du darauf warten? Ansprechen kannst du sie nicht. Ich habe das Gefühl, daß uns die Zeit im Nacken sitzt. Außerdem müssen noch

zwei andere Personen Bescheid wissen. Kara und Myxin.«
»Vielleicht haben die schon etwas gehört und gespürt«, meinte Bill.
»Das kann auch sein.«
Der Reporter schüttelte den Kopf. »Wenn Sheila doch gesagt hätte, wo wir suchen müssen. Oder hast du eine Ahnung, wo der Eiserne aus seiner selbstgewählten Verbannung wieder zurückkehren wird?«
»Überhaupt nicht.«
»Dann können wir die ganze Welt mit einbeziehen?«
»Wenn du so willst, ja.«
Bill strich über sein Haar. »Ich glaube, John, wir haben eine harte Zeit vor uns.«
»Das meine ich auch.«
Bevor wir in die Wagen stiegen, schaute Bill noch an der Front des Krankenhauses hoch. Im Dunkeln wirkte seine Gesichtsfarbe unnatürlich. »Sheila«, flüsterte er, »du schaffst es. Davon bin ich überzeugt. Du wirst es schaffen.«
Genau das hoffte ich auch. Möglicherweise sogar durch die Hilfe des Eisernen Engels…

***

Seit Tagen schon lag Unheil in der Luft!
Hätte Carl Lidholm dies einem Fremden gesagt, der hätte ihn nur ausgelacht, aber er selbst gehörte zu den Menschen, die völlig mit der Natur verwachsen waren und so etwas wie einen Instinkt bekommen hatten, den auch die Tiere besaßen.
Sein Instinkt meldete Gefahr…
Er wußte selbst nicht, um was es sich dabei handelte, aber er ging einmal davon aus, daß die Gefahr nicht durch Menschen gebracht wurde. Sie war an einer anderen Seite geboren worden, in einer Welt, die möglicherweise nicht sichtbar war.
Lidholm wunderte sich selbst darüber, daß ihm diese Gedanken kamen. Möglicherweise lag es daran, daß er direkt an der Grenze zu dem Gebiet wohnte, das einen besonderen Namen bekommen hatte.
Das Tote Land.
Ein großes Gebiet von mehreren Hektar Fläche, aber auch ein totes, ein verlassenes Stück Erde, irgendwo auf halber Strecke zwischen Malmöund Göteborg.
Erdbraun, ohne Grün, abgestorben, versumpft, vom Menschen zerstört, wie Wissenschaftler sagten.
Die Bewohner in der Nähe jedoch sahen es anders. Sie sprachen davon, daß vor Jahren eine unheimliche Macht sich gerade diesen Flecken Erde als Landeplatz ausgesucht und dort so schreckliche Spuren der Verwüstung hinterlassen hatte.
Carl Lidholm gehörte zu den Einheimischen. Er war in einem kleinen

Ort aufgewachsen und hatte sich die Geschichten, die über das Tote Land erzählt wurden immer sehr genau angehört.

Nach seiner Kindheit, als es darum ging, einen Beruf zu ergreifen, wurde er Wildhüter. Jäger, Heger und Pfleger in einem. Doch die Zeit war schnellebig. Sehr bald schon hatte Carl wieder umdenken müssen und war zu einem Ökologen geworden. Er gehörte zu den Männern im Lande, die sich als Öko-Polizisten bezeichnen und Beamte ohne Uniform waren. Sie achteten auf die Umwelt, waren vertraut im Umgang mit dem Geigerzähler, besonders nach der furchtbaren Katastrophe in Tschernobyl. Gerade Schweden war stark verstrahlt worden. Noch immer aßen die Menschen im Norden kaum Rentierfleisch, es sei denn, man hatte es importiert.

Umwelt, Natur – das war Carl Lidholms Leben. Er war jetzt 33, stand im besten Mannesalter und hatte auch schon darüber nachgedacht, irgendwann zu heiraten.

Doch welche Frau zog schon mit ihm in die Einsamkeit? Es war schließlich nicht so, daß er in einer Ortschaft wohnte. Nach Linby fuhr er nur, um Proviant einzukaufen. Im Sommer und Winter mit dem Geländewagen, der alle Strecken schaffte.

Das Unheil witterte er schon seit Tagen. Er hatte den Himmel beobachtet, sogar Fotos gemacht, denn das Licht dort oben und auch die Formationen waren ihm nicht ganz geheuer vorgekommen.

Manchmal hatte er auch geglaubt, in der Ferne des Himmels ein geometrisches Gebilde zu sehen. Einer riesigen Figur gleich.

Trapez oder Pyramide…

An diesem Nachmittag war es besonders schlimm. Carl Lidholm hatte den Vormittag im Haus verbracht, unten im Keller, wo ihm die Dienststelle ein kleines Labor eingerichtet hatte, um einfache Analysen durchzuführen. Montags war der Wassertag. Da mußte er das Wasser aus den zahlreichen kleinen Seen untersuchen, vor allen Dingen auf Radioaktivität.

Die Strahlung war gering, dennoch war Carl nicht zufrieden.

Wenn es nach ihm gegangen wäre, hätte es außer der natürlichen überhaupt keine Strahlung geben dürfen. Leider hatte er nicht zu bestimmen, das besorgten andere, denen es um Macht und um Geld ging. So blieben die Naturschützer oft genug auf der Strecke, obwohl die Warnungen der Natur sich immer mehr verstärkten.

Das Robbensterben in der Nordsee, die toten Fische, die Brände, die Überflutungen, kein Erdteil der Welt blieb davon verschont.

Und die Menschen? Sie wurden und wurden nicht vernünftig.

Carl Lidholm sah aus, wie man sich einen Naturschützer oder auch Bilderbuchschweden vorstellt.

Groß, breitschultrig, blond. Blaue Augen, wettergebräuntes Gesicht, struppiger Bart. Lidholm stammte aus Stockholm, aber in die

Großstadt zog ihn nichts mehr. Das Leben in der Natur, auch wenn sie angeschlagen war, gefiel ihm besser.

Für Carl Lidholm gab es auch so etwas wie eine Berufskleidung.

Jeans aus derbem Stoff, Baumwollhemden, die ebenfalls etwas aushalten konnten, Windjacken und im Winter den Pelz.

Die kalte Jahreszeit würde noch etwas auf sich warten lassen. Dafür hatte sich der Herbst bereits angekündigt. Vor einigen Tagen mit sehr kühlem Wetter, langen Regenschauern und düsteren Wolken, die fast bis zum Boden reichten.

Dann hatte ein Hochdruckgebiet das schlechte Wetter vertrieben.

Jetzt konnte man es wieder aushalten, denn die Septembersonne brachte noch genügend Wärme mit. Es entstand das, was in den Neu-England-Staaten von Nordamerika als Indian Summer so populär geworden war. Das Laub hatte dann eine wunderschöne Farbe und schien das Licht der schrägstehenden Sonne noch einmal einzufangen.

Selbst das Tote Land bekam einen gewissen Glanz und sah nicht ganz so schlimm aus.

Carl Lidholm packte sein Analysegerät zurück. Ihm stand ein Spezialkoffer aus Aluminium zur Verfügung, in den alles hineinpaßte.

Alles hatte seinen Platz im Keller. Lidholm war ein ordentlicher Mensch, er konnte nicht anders leben.

Nach oben führte eine Holzstiege. Sie endete vor einer offenstehenden Luke.

Als der Naturschützer die Sprossen hinauf schritt, erschien am Rand der Luke die Schnauze des Schäferhundes Hasso. Das Tier bewegte hastig den Kopf. Er freute sich darüber, seinen Herrn zu sehen. Die Augen glänzten, er wedelte mit dem Schwanz, und Carl mußte ihn erst streicheln, dann war Hasso zufrieden.

Er sprach auch einige Worte mit ihm. Mensch und Tier verstanden sich blendend, obwohl sich Lidholm in der letzten Zeit über das Verhalten des Hundes gewundert hatte.

Hasso war anders gewesen als sonst. Unruhiger, hektischer. In der Nacht war er einige Male aufgesprungen und zur Tür gelaufen. Mit seinen Pfoten hatte er am Holz gekratzt und geschabt, als würde vor der Tür jemand lauern, der ihm gefährlich werden konnte.

Carl war jedesmal nach draußen gegangen, um nachzuschauen. Er hatte nichts feststellen können. Und doch wunderte ihn das Benehmen des Hundes. So etwas tat Hasso nicht ohne Grund. Tiere spüren mehr als Menschen. Möglicherweise lag es an diesem Unheil, das unsichtbar in der Luft hing, und Lidholm erinnerte sich auch an das ungewöhnliche Gebilde, das er zu sehen geglaubt hatte. Hoch am Himmel, wie dünn gezeichnet. Eventuell ein Vorbote.

Er schloß die Luke zum Keller. Hasso drängte sich an seine Beine.

»Ja, ich weiß, was du willst. Du bekommst dein Fressen. Keine Sorge,

ich habe alles frisch.«

Sie gingen in die Küche, die so eingerichtet war, wie man es sich in einem Blockhaus vorstellte. Wenn Carl kochte, dann auf einem Feuer, obwohl er elektrischen Strom besaß, denn auf einen Kühlschrank, der hoch und mattweiß in einer Ecke stand, konnte er nicht verzichten.

Das Fleisch hing noch am Knochen. Carl legte es in den breiten Napf, und Hasso machte sich über die Nahrung her, als hätte er tagelang nichts mehr zu essen bekommen.

Carl schaute auf die Uhr. Der Mittag war fast vorbei. Er hatte lange im Keller verbracht und seine Analysen gemacht. Die Werte wollte er am Abend in die Liste eintragen, den Wochenbericht schreiben und alles abschicken. In Linby gab es eine kleine Poststation.

Der Schwede streckte die Beine aus und stopfte sich eine Pfeife.

Genußvoll rauchte er, schaute den blaugrauen Wolken nach, lauschte Hassos Schmatzen und hätte eigentlich zufrieden sein müssen, wenn da nicht dieses verdammte Gefühl gewesen wäre, das sich immer mehr verstärkte. Ihn überkam der Eindruck, von vielen Seiten eingekesselt zu sein. Etwas näherte sich, vor dem nicht allein der Mensch Angst haben mußte, den Tieren erging es ebenso.

Hasso fraß das Fleisch und knabberte noch am Knochen herum.

Bis er den klein hatte, würde es etwas dauern, und so lange wollte Carl nicht mehr warten. Er klopfte die Pfeife aus und erhob sich.

Sofort war Hasso bei ihm.

»Ja, ja, wir gehen jetzt…«

Das war natürlich für den Hund das Richtige. Er lief schon zur Tür und wartete darauf, daß sein Herr die Jacke übergestreift und sein Gewehr in die Hand genommen hatte.

Es war eine Mauser Jagdbüchse, Modell 2000 mit Stecher und aufgesetztem Zielfernrohr.

Lidholm bezeichnete sich nicht gerade als Freund irgendwelcher Waffen, aber er brauchte sie einfach zur Jagd, und er war gleichzeitig stolz darauf, noch nie auf Menschen gezielt oder geschossen zu haben. In die Verlegenheit wollte er auch nicht kommen.

Carl öffnete die Tür. Wie ein Schatten schoß Hasso ins Freie, lief einige Meter und setzte sich dann nieder. Er wußte nicht, ob sie zu Fuß gehen oder den Geländewagen nehmen würden, einen umgebauten Jeep, der fast alles an Widrigkeiten schaffte. Lidholm hatte die Rücksitze herausgenommen und dem Wagen einen Aufbau gegeben, wie er ihm nützte.

Der Hund witterte, und sein Herr blieb ebenfalls vor der Haustür stehen. Lidholm hatte plötzlich das Gefühl, in eine andere Welt zu treten. Er zwinkerte, weil er sich nicht sicher war, aber das war nicht die Septemberluft, die er kannte. Kein warmer Indian Summer, kein Wind, der von der Küste wehte, das war Blei.

Blei, Schwüle, eine dichte, schweißtreibende Luft und dazu ein Himmel ohne Bläue.

Vielleicht in der Ferne, hinter dem Grau, das wie angestrichen das Firmament bedeckte.

Und wo befand sich die Sonne?

Lidholm sah sie nicht. Sie hielt sich hinter dem bleiernen Grau verborgen, als hätte sie Furcht davor, durch irgendwelche Lücken zu scheinen.

Ein schlimmes Wetter, das vor allen Dingen so urplötzlich gekommen war. Ohne einen Übergang, fast schlagartig und auch zu dem Toten Land passend. Hinzu kam die Stille. Sie lag unter dem ungewöhnlichen Himmel wie angeklebt. Lidholm zog seine Jacke wieder aus. Es war einfach zu warm geworden. Vor dem Haus hatte er den Boden mit hellen Kieselsteinen bestreut. Als er darüber hinwegging, knirschten seine Schritte lauter als gewöhnlich.

Er ging dorthin, wo die letzten Bäume standen. Der Mischwald reichte bis dicht an das Tote Land, dann hörte er schlagartig auf.

Auch das hohe, grüne Gras war nicht mehr vorhanden, ebensowenig das Moos und die Flechtenartigen Gewächse, die einen Teppich auf dem Untergrund bildeten, der die Schritte federn ließ.

Es war alles anders geworden und wirklich nicht zum Vorteil. Das Unheil kroch näher…

Lidholm schluckte. Im Mund spürte er einen ungewöhnlichen Geschmack. Die Luft roch auch anders.

Irgendwie verbrannt…

Hasso trottete auf ihn zu. Selbst der Hund, sonst immer agil, wirkte müde, und trotzdem war er wachsam.

Carl kraulte das dichte Fell. »Okay, mein Freund, okay. Ich weiß ja auch nicht, was hier los ist, aber mir gefällt es ebenfalls nicht. Da müssen wir beide gemeinsam durch!«

Es schien, als hätte der Hund alles verstanden, denn er bewegte nickend den Kopf.

Carl hatte sich noch nicht entschieden. Sollte er zu Fuß gehen oder den Wagen nehmen. Normalerweise wäre er zu Fuß gegangen, aber diese bleierne Hitze und der Wind machten ihn kaputt. Da war es besser, wenn er sich nicht anstrengte und den Jeep nahm.

Natürlich dachte er darüber nach, wie dieser Umschwung möglich war. Eine hundertprozentige Erklärung gab es für ihn nicht, er glaubte jedoch, daß dies möglicherweise mit dem Toten Land zu tun hatte, das, so weit er blicken konnte, vor seinen Augen lag.

Im ersten Augenblick wirkte es wie eine riesige Sumpffläche. Gewaltig, fast ohne Ende, hineingeschoben in das flache Land und mit dem Horizont zusammenstoßend. Man hatte keine offizielle wissenschaftliche Erklärung für das Entstehen dieses Gebietes

gefunden.

Man ging einfach davon aus, daß es vor langer Zeit hier eine Katastrophe gegeben hatte. Den Einschlag eines Kometen zum Beispiel.

Allerdings war das Tote Land nicht strahlenverseucht, worüber sich die Experten auch wunderten.

Carl Lidholm hatte sich, als er seine Tätigkeit hier übernahm, fest vorgenommen, alles genau zu prüfen und auch eine Lösung zu finden. Bisher war ihm dies nicht gelungen.

So mußte er auch weiterhin auf Spekulationen bauen, obwohl sich die Gegend noch nie so verändert hatte wie gerade heute. Das war ihm völlig neu, erklärungslos.

Er ging zum Wagen. Hasso hatte es gewußt, er hockte schon neben der Fahrertür. Bevor Lidholm einstieg, schaute er noch hoch zum Himmel. Er wurde den Eindruck nicht los, daß sich dieses ungewöhnliche geometrische Gebilde wieder zeigen würde.

Das Gewehr landete auf dem Beifahrersitz. Dort lag es immer, wenn Carl unterwegs war. Hasso huschte an ihm vorbei. Sein Platz war die Ladefläche, wo zahlreiche Werkzeuge lagen, die für eine Erkundungsfahrt unentbehrlich waren.

Dem Jeep selbst schien es auch nicht so gut zu gehen. Jedenfalls sprang der Motor erst nach einem Stottern an. Carl rollte von der Einfahrt, die er sich gebaut hatte. Es waren nebeneinandergelegte Bohlen, zudem noch rauh, damit die Reifen auch richtig greifen konnten.

Den Rand des Waldes hatte er bald hinter sich gelassen. Das Tote Land schluckte Mann, Hund und Wagen.

Es war in der Tat ein Areal, bei dem der Schöpfer wohl beide Augen geschlossen hatte. Auf dem Mond konnte es nicht schlimmer aussehen. Zwar gab es im Toten Land kein Gestein, dafür Pflanzenwuchs. Wie die Pflanzen allerdings aussahen, das erinnerte an Fäulnis, Moder und an Vergänglichkeit. Aus der Distanz betrachtet sah das Gebiet sehr flach aus. Innerhalb jedoch wechselten sich die Geländeformen ab. Da war ein Jeep nur von Vorteil.

Die Reifen wühlten sich durch weiche Erde, noch feucht vom letzten Regen. Lidholm schaltete oft, wenn er Abhänge hochfuhr und in Senken hineinrollte.

An das Schütteln hatte er sich ebenso gewöhnt wie Hasso. Beide konnten es nicht ändern.

In den Senken wuchs Strauchwerk. Da blühte nichts, da war nichts Farbiges, nur eben dieses verfluchte Braun, das dem Land den Namen gegeben hatte.

Und der Himmel verdichtete sich. Die dichte Wolkendecke ließ kein Licht durch. Dieser Himmel schien überhaupt nicht zur normalen Erde

zu gehören. Sensible Menschen konnten schwermütig werden bei diesem Anblick.

Selbst Lidholm, der das Areal schon des öfteren durchfahren hatte, konnte sich an diesen Anblick nicht gewöhnen. Er hatte sich auch ein Ziel ausgesucht.

Am anderen Ende des Toten Landes wuchs kein Wald mehr. Dafür befand sich dort ein langer, schmaler See, der mit seiner Westseite die Grenze bildete.

Der See war nicht tief. Dafür verschlammt, mit Schilf bewachsen, ein Paradies für Wasservögel und andere im Wasser lebende Tiere.

Um von dort aus nach Linby zu kommen, mußte der See umfahren werden, das allerdings hatte Lidholm am heutigen Tage nicht vor.

Ihn interessierte das Wetter.

Der graue Himmel blieb, aber er hatte sich trotzdem irgendwie verändert, denn Carl sah plötzlich die blassen Farben, die das Grau als breite Streifen durchzogen.

Natürlich dachte er darüber nach, und er rechnete damit, daß die Strahlen des Sonnenlichts gebrochen wurden. Wenigstens hatte er keine andere Erklärung.

Von der Rückbank her meldete sich Hasso. Lidholm kannte jede Reaktion des Tieres. Wenn der Hund knurrte und dies mit einer unterschwelligen Drohung, mußte das etwas zu bedeuten haben.

Tiere spüren die Gefahr viel früher als Menschen. Sie nehmen jede Veränderung wahr. Daß Hasso dermaßen reagierte, konnte nicht nur an der Farbe des Himmels liegen. Da mußte noch etwas anderes hinzukommen.

Die Gefahr, das Unheil…

Carl Lidholm nahm sich vor, so schnell wie möglich anzuhalten und auszusteigen. Da er sich noch in einer weiten Senke, schon einem kleinen Tal, befand, wollte er sie hinter sich lassen, um einen besseren Blick zu bekommen.

Die Reifen mit dem starken Profil durchwühlten die Erde, hinterließen jungfräuliche Spuren. Im schrägen Winkel fuhr Carl Lidholm den Hang an, der Jeep kippte nach links weg, Carl mußte gegensteuern und bekam ihn wieder in die normale Lage.

Noch einige Meter einer Steigung, dann hatte er es endlich geschafft. Vor ihm lag das »Wellenmeer«, auf dessen höchstem Punkt er sich befand. Lidholm selbst hatte dem Gebiet diesen Namen gegeben, weil es wie ein braunes Meer dalag, dessen Wogen eingefroren waren. Braune Wogen, versteht sich.

Dazwischen Flecken, die grau glänzten, als hätte jemand die fauligen Bodendecker abgeschabt.

Lidholm und Hasso waren ausgestiegen. Der Mann nahm noch sein Gewehr und hängte es sich über.

Die Luft drückte. Hasso hatte sich neben ihn gehockt, das Maul stand offen, die Zunge ragte hervor, er hechelte und gab abermals das Knurren von sich.
Diesmal verstärkt…
»Was ist denn, Hasso?«
Wieder knurrte der Hund. Er veränderte seine Haltung, ging einen Kreis und begann leise zu heulen.
Wieder eine Warnung.
Als Hasso saß, legte er den Kopf in den Nacken und schaute hoch zum Himmel.
Automatisch folgte Carl diesem Blick und hatte das Gefühl, einer Täuschung erlegen zu sein.
Im Grau des Firmaments zeichnete sich deutlich ein geometrisches Gebilde ab. So scharf und direkt hatte er es noch nie zuvor gesehen, aber er konnte plötzlich erkennen, um was es sich handelte, obwohl das Gebilde nach links gekippt war.
Eine Pyramide!
Er sah sie dreidimensional, die Grundfläche, die drei Seitenflächen, er konnte hineinschauen, obwohl sie ebenfalls von der Wolkenfläche durchdrungen war.
Eine Pyramide in den Wolken – ein Unding, einfach lächerlich, dafür gab es eine Erklärung. Er konnte sich nur vorstellen, daß Kondensstreifen irgendwelcher Düsenjäger diese Form hinterlassen hatten. Wenn es so gewesen wäre, hätte er etwas hören müssen, was aber nicht der Fall gewesen war.
Die Pyramide mußte eine andere Herkunft haben.
Noch etwas fiel ihm auf. Der Wind war völlig eingeschlafen. Nicht ein Hauch wehte über das Tote Land. Ihn hatte eine Spannung erfaßt wie die Läufer beim Start kurz vor einem olympischen Finale.
Etwas mußte passieren – und es passierte auch. Wieder begann es im Grau des Himmels.
Bisher war es eine dichte, undurchsichtige Decke gewesen. Zum Osten hin aber öffnete sich diese Decke, als wäre jemand dabei, einen Vorhang langsam zu entfernen.
Carl Lidholm zeigte sich irritiert. Er wußte nicht, wie er diese Bewegung einstufen sollte. Außerdem beschäftigte ihn noch immer die gekippte Pyramide.
Beides stand in einem Zusammenhang, daran gab es für ihn überhaupt keinen Zweifel.
Neben ihm stand Hasso. Auch der Schäferhund zeigte sich irritiert. Sein Fell war gesträubt, das Maul klaffte weit auf, in seinen Augen stand ein irritierendes Glitzern, das Hecheln hörte sich an, als würde er unter einem schweren Druck stehen.
»Ruhig, Hasso, sei ganz ruhig. Es wird dir nichts passieren, glaube

mir…«

Auch Lidholm konnte eine Veränderung der Stimme nicht vermeiden. Einen Beweis besaß er zwar nicht, doch er mußte einfach davon ausgehen, daß sich Dinge ereigneten, für die er keine Erklärung wußte. Etwas Unheimliches bahnte sich an.

Im Grau des Himmels trieb etwas heran. Das Fernglas lag im Wagen, Carl hätte es nur zu holen brauchen. Das tat er nicht. Der Mann blieb stehen und beobachtete, weil er um Himmels willen nichts verpassen wollte.

Die Bewegung war auch begrenzt. Sie bildete ein großes Muster, das immer weiter vorantrieb – und…

»Nein!« ächzte Lidholm, »das gibt es nicht. Das kann nicht sein.«

Nervös wischte er über seine Augen. Die Lippen waren verzerrt, der Blick starr und angestrengt, denn was dort durch das glatte Wolkengrau schwebte, waren Vögel.

Eigentlich gehörten sie dorthin, aber die Vögel über ihm bewegten sich nicht.

Sie trieben, ihre Flügel lagen starr, sie bildeten ein großes Rechteck, lagen dabei so dicht aneinander, daß es aussah, als würden sie zusammenkleben.

Eine Masse an Vögel, die wie ein Teppich nähertrieb und schon bald über ihm war.

Hasso begann zu jaulen. Er duckte sich und schien ein Versteck zu suchen. Jemand hatte das Grauen geschickt.

Auch Lidholm hatte Mühe, sich zu beherrschen. Er wäre am liebsten weggelaufen, denn er sah, daß die Vögel tot waren.

Ein Totes Land und tote Vögel. Plötzlich paßte alles zusammen.

Carl Lidholm überlegte fieberhaft, was dieses Zeichen zu bedeuten haben könnte. Bei dem Wort Zeichen hakte es bei ihm ein.

Ein Zeichen ist gleichzeitig ein Omen. Beides kann eine Warnung sein. Und er dachte an früher, als ein alter Pastor von der Apokalypse gesprochen hatte. Von den Weissagungen des Johannes, von den sieben Siegeln, die aufgebrochen werden.

»Und wenn das letzte Siegel erbrochen ist, wird das Ende der Welt da sein!« flüsterte er vor sich hin. Seine eigene Stimme kam ihm fremd vor.

Was er sah, war nicht das letzte Siegel, es gehörte zu den ersten, wenn überhaupt.

Vieles lief in seinem Kopf zusammen. Überlegungen, Ideen. Er dachte an Berichte, die er gelesen hatte. Menschen behaupteten, daß der Untergang der Welt dicht bevorstünde.

Zeichen waren da.

Die Umwelt wurde zerstört. Katastrophen, wo man hinschaute.

Die Welt stand auf der Kippe.

Und jetzt die Vögel…

Tot wie die Robben und die Fische in der Nordsee. Hatten sie den Anfang gemacht? Waren die Vögel vielleicht das zweite Zeichen?

Lidholm dachte nicht weiter, er fürchtete sich davor, durchzudrehen. Er wollte nur beobachten.

Die Vogelkörper zogen nicht mehr weiter. Sie ruhten über seinem Kopf wie eine große Decke und auch innerhalb der pyramidenartigen Umrisse. Das mußte einfach etwas zu bedeuten haben. Die Pyramide war ebenfalls ein Zeichen, ein magisches Omen…

Hasso bellte.

Laut, scharf, wütend und sich gleichzeitig zurückziehend. Er mußte etwas vorausgespürt haben. Tiere reagieren da viel sensibler als Menschen.

Der Hund behielt recht.

Urplötzlich geriet in die Masse der Vögel Bewegung. Zur gleichen Zeit glühten die Umrisse der Pyramide auf, dann aber hielt es die toten Tiere nicht mehr am Himmel.

Sie regneten zu Boden…

***

Carl Lidholm hatte es kaum glauben wollen. Er schloß für einen Moment die Augen, hörte in seiner Nähe das Klatschen, als die Körper zu Boden fielen, und erwachte wie aus einem Traum.

Hasso rannte bellend weg. Der Schäferhund flüchtete vor dem Grauen. Sein Herr reagierte erst, als er von zwei Kadavern getroffen wurde. Sie klatschten auf seinen Kopf. Ein Vogel, es war eine Taube, rollte über seinen Rücken dem Erdboden entgegen. Die andere rutschte ihm über die Stirn und das Gesicht, wobei die starren Krallen sich beinahe in seinen Augenbrauen festgehakt hätten.

Dieser Vorgang war für ihn das Startzeichen, endlich etwas zu unternehmen.

Auf der Stelle schnellte er herum. Er wollte weg, er mußte weg. In einem Regen von toten Vogelkörpern rannte er davon. Er lief geduckt und hatte die Arme über seinem Kopf als Deckung ausgebreitet.

Nicht nur Tauben fielen wie reife Früchte aus der grauen Wolkenmasse. Amseln, Drosseln, Krähen, Sperlinge, eine Auswahl der heimischen Vogelwelt hatte es erwischt.

Sosehr sich Lidholm auch bemühte, die Vögel erwischten ihn. Leblose Kadaver hämmerten gegen seinen Rücken. Manche erwischten die Hände über dem Kopf, andere wiederum hämmerten links und rechts neben ihn wie breite Geschosse.

Hasso sprang mit Riesensätzen weiter. Auch er fürchtete sich vor dem nicht begreifbaren Grauen, das seine Schwingen über diesen Teil der Welt gelegt hatte.

Der Vogelregen wollte einfach nicht aufhören. Carl Lidholm rannte. Sein Denken, seine Überlegungen schaltete er aus. Das Gesicht hatte sich zu einer schweißüberzogenen Maske verzerrt. Er holte keuchend Luft, hechelte selbst wie ein Tier, und die Angst vor weiteren Folgen peitschte ihn voran.

Bis zu dem Zeitpunkt, als ihm ein Schatten entgegensprang. Er schrie schreckhaft auf, spürte dann den Körper des Hundes, der seine Pfoten auf die Schultern des Mannes gelegt hatte und es auf diese Art und Weise schaffte, ihn zu stoppen.

Carl Lidholm war irritiert. Er sah den Hund, er duckte sich noch immer, doch es fielen keine Kadaver mehr vom Himmel. Die letzten lagen verstreut neben ihm. Er hatte die Grenze dieses grauenhaften Vorgangs erreicht.

Leicht geduckt und schwer atmend stand er auf dem Fleck, den Blick starr in die Tiefe und vor seine Fußspitzen gerichtet. Hasso hockte ebenfalls vor ihm. Aus seinen klugen Augen schaute er ihn an.

»Vorbei«, flüsterte Lidholm. »Ist es vorbei?«

Die Antwort mußte er sich selbst geben. Es fiel ihm schwer, sich umzudrehen, und er ließ sich auch Zeit damit. Sehr langsam bewegte er sich auf dem Fleck.

Die Drehung brachte ihn nach links. Zunächst sah er die Kadaver nur vereinzelt und verstreut auf dem Grund des Toten Landes liegen. Graue, braune und schwarze Tiere. Kein Vogel hatte überlebt, alle waren sie erwischt worden.

Lidholm kam sich vor wie jemand, der von einer harten Klammer gewürgt wurde.

Je weiter er sich drehte, um so mehr sah er von dem Grauen. Ein Teppich aus toten Tieren bedeckte das Land. Wohin er auch sah, er sah die bewegungslosen Vögel.

Seine Lippen zitterten, die Augen füllten sich mit Tränen, und ein warmer Wind blies gegen sein Gesicht. Er streichelte von unten her seinen Körper und brachte den Geruch des Todes mit.

Verwesung, Angst, den Schrecken…

Carl Lidholm ging zwei Schritte vor. Seine Bewegungen wirkten so steif wie bei einer Person, die erst noch lernen muß, richtig zu laufen. Dann bückte er sich.

Seine gespreizte Hand umfaßte den Kadaver einer Taube. Es kostete ihn Überwindung, das tote Tier überhaupt anzufassen. Als die Fingerspitzen darüber hinwegstrichen, bekam er den Eindruck, als wäre das Gefieder aufgerauht worden. Lidholm verstärkte den Griff – und mußte mit ansehen, wie das Tier unter seinen Händen regelrecht zerbröselte. Gefieder, Fleisch und Knochen verwandelten sich in grauen Staub, der als mehlige Pfütze auf dem Boden zurückblieb.

Lidholm richtete sich wieder auf. Auch seine Gesichtsfarbe hatte sich

verändert. Sie glich dem Staub des toten Vogels. Der Glanz war aus seinen Augen verschwunden. Zuckend bewegte Carl die Lippen. »Tot«, wisperte er, »sie sind tot. Zuerst stirbt die Natur, dann der Mensch. Das ist der Anfang vom Ende.«

Er mußte so sprechen, weil er dermaßen unter dem Schock des Erlebten stand.

Vor ihm lagen sie.

Ein Meer bewegungsloser Leiber. Die zerstörte Natur, der Anfang vom Ende.

»Macht euch die Erde Untertan«, sprach er mit zitternder Stimme.

»So hat Gott es gewollt. Aber zerstört sie nicht, sonst wird die Strafe fürchterlich sein. Denn die Natur läßt sich nur oberflächlich überlisten. Irgendwann schlägt sie zurück, dann wird ihre Rache furchtbar sein…«

Er konnte es nicht mehr aushalten. Über die toten Vögel stieg er hinweg. Er glaubte, das letzte Lebewesen in einer toten Welt zu sein.

Wie der Warner und Mahner, dessen Worte leider nicht gehört werden wollten und längst im Rausch der Ewigkeit verklungen waren.

Bekamen die Kadaver den Druck seines Gewichts mit, zerknirschten sie und blieben als Staub zurück.

Carl Lidholm wollte wegfahren, er mußte einfach weg und seine Warnungen aussprechen. Er hatte das Grauen erlebt, war davon überrascht worden und wollte den anderen Menschen die Chance geben, sich darauf einstellen zu können.

Vielleicht konnte man dann gegensteuern.

Dabei ahnte der gute Lidholm nicht, daß sich seine Gedanken in eine andere Richtung bewegten und sich von der eigentlichen Wahrheit weit entfernten.

Er wurde erst daran erinnert, als er den Wagen fast erreicht hatte und den Strich oder die Linie sah, die sich in einem fahlen Grün auf dem Boden abzeichnete.

Verwundert blieb er stehen, verfolgte die Linie mit seinem Blick und stellte fest, daß es sich dabei um einen farbigen Schatten handeln konnte, der von oben auf den Boden fiel.

Lidholm richtete seinen Blick in die Höhe. Sekundenlang lag Leere in seinem Hirn, dann holte er tief Luft, spreizte die Hände und ächzte: »Meine Güte…«

Wie gezeichnet stand die Pyramide über ihm. Sie war nicht mehr gekippt, jetzt stand sie so, wie sie sein mußte, auf ihrer Grundfläche.

Gläsern und trotzdem kompakt, ein Bild, das überhaupt nicht in die Welt hineinpaßte.

Wieder ein Zeichen…

Sie und die toten Vögel mußten seiner Ansicht nach in einem unmittelbaren Zusammenhang stehen. Etwas anderes konnte er sich

nicht vorstellen. Noch bewegte sich das Gebilde um keinen Millimeter, aber er sah das Zittern, das die Seiten durchlief.

Einen Moment später sank die Pyramide dem Boden entgegen. Sie war groß, gewaltig, und sie brachte etwas mit, das Carl nicht näher erklären konnte.

Die Botschaft einer anderen Welt, einer anderen Zeit. Mystik und Magie bildeten eine Verbindung und hielten sich umarmt. Lidholm trat nicht zur Seite, ihm war alles egal geworden. So wartete er ab, bis die Pyramide den Boden berührt hatte und die toten Vögel umschloß.

Plötzlich begannen sie zu dampfen. Nebel wallte auf. Er stieg aus den Tiefen des Toten Landes, als hätte er schon immer dort gelauert und nur darauf gewartet, geweckt zu werden.

Er drang in gewaltigen Schwaden in die Höhe, bildete regelrechte Wolkenformationen, überdeckte alles mit einer gnädigen Schicht.

Auch Lidholm und dessen Fahrzeug blieben nicht verschont. Hasso, der neben ihm stand, rührte sich nicht.

Der Nebel verdichtete sich dermaßen stark, daß nicht einmal die Hand vor Augen zu sehen war. Lidholm blieb nichts anderes übrig, als abzuwarten. Er konzentrierte sich auf seine Umgebung und wartete darauf, daß die Kühle des kondensierten Wassers seine Gesichtshaut streifte.

Das war nicht der Fall. Dieser Nebel konnte mit einem normalen nicht verglichen werden. Er gehörte in eine andere Welt und sorgte dafür, daß die toten Dinge endgültig ein Opfer der Zerstörung und Auflösung wurden.

Es waren die leisen Geräusche des Knochenbrechens, das widerliche Knacken, dazwischen das Rieseln, wenn der Staub zusammensank. Dem Schweden fiel ein, daß ihm diese Geräusche bekannt vorkamen. Er hatte sie schon vernommen, als er über die Vögel hinweggeschritten war und diese unter seinem Gewicht zerbrochen waren.

Jetzt löschte sie der Nebel aus.

Wieviel Zeit vergangen war, konnte er nicht sagen. Der Nebel hatte alles verschluckt. Zum Glück blieb er nicht ewig. So lautlos, wie er gekommen war, verschwand er auch wieder.

Er war aus den Tiefen des Toten Landes gekommen. Nach dorthin zog er sich auch wieder zurück.

Als wäre er in den Boden gedrückt worden, so verschwand er dort und blieb auch.

Freie Sicht für Carl Lidholm.

Es war nichts mehr zu sehen. Kein Vogelkadaver lag auf dem Grund, und selbst der Staub war verschwunden. Das Tote Land hatte seinem Namen alle Ehre bereitet.

Dennoch war etwas anders geworden. Genau vor ihm, fast schon zum

Greifen nahe, sah er die Pyramide. Und in ihr stand eine Gestalt, die aussah wie ein Engel, denn sie besaß zwei gewaltige Flügel auf dem Rücken.

Carl Lidholm wußte nicht, was das bedeutete. Andere, Eingeweihte hätten ihm die Lösung sagen können.

Der Eiserne Engel war heimgekehrt!

***

Ein anderes Gebiet – Hunderte von Meilen westlich. Auch ein anderes Land, eine Insel – England.

Irgendwo im Mittelteil des Landes existierte ein Refugium, ein nicht einsehbares Gebiet, in dem zwei Menschen lebten, die den Untergang des Kontinents Atlantis miterlebt und dennoch überlebt hatten.

Myxin, der Magier und Kara, die Schöne aus dem Totenreich. Hätte sie jemand nach dem Sinn ihrer Existenz gefragt, so hätte er möglicherweise eine Antwort bekommen, die er ebenfalls nicht verstanden hätte.

Beide fühlten sich als Wächter, als Aufpasser und auch als Hüter.

Denn nicht nur sie hatten den Untergang der Welt überlebt, es gab auch andere, die aus Atlantis stammten und nur darauf warteten, die Zeiten des Schreckens anbrechen zu lassen.

Dämonen, versteckt lebend und immer einsatzbereit.

Wie auch Myxin und Kara auf der Gegenseite. Sie wußten sehr genau, daß die Feinde auf sie warteten, aber sie besaßen einen großartigen Helfer und Warner: die Flammenden Steine, auch *flaming stones* genannt. Ein Rest aus alter Zeit, gefüllt mit Magie, fast unzerstörbar. Die Steine, im Quadrat aufgestellt, hatten den großen Angriffen getrotzt. Sie waren weder durch den Dämon Magico noch durch Myxins Geliebte aus alter Zeit, Serena, zerstört worden, obwohl es Serena geschafft hatte, einen ihrer Freunde zu becircen und in eine andere Welt oder andere Zeit zu entführen. Darunter hatten Myxin und Kara gelitten, denn der Eiserne Engel, in Atlantis einst Führer der Vogelmenschen und auf der Seite des Guten stehend, war in einen dämonischen Kreislauf hineingeraten, aus dem er mit eigener Hilfe kaum mehr entkommen konnte.

Davon gingen sie aus. Ihre Trauer war einem fürchterlichen Zorn gewichen, gleichzeitig einer inneren Leere, einer Hilflosigkeit. Trotz der Kraft ihrer Steine hatten sie es nicht geschafft, den Eisernen in das Refugium zurückzuholen.

Für sie war es furchtbar, grauenhaft. Sie litten darunter, aber sie wußten auch, daß das Verschwinden ihres Freundes nicht in alle Ewigkeiten währen würde.

Der Tag und die Stunde würden kommen, wo der Eiserne wieder zurückkehrte und vielleicht hatte einsehen müssen, Unrecht begangen

zu haben. Aber war er dann noch der gleiche?

Diese Frage hatten sich Kara und Myxin in letzter Zeit des öfteren gestellt. Unabhängig voneinander bekamen sie beide das Gefühl, daß sich irgend etwas ändern mußte.

Sie hatten lange darüber gesprochen, aber keine Antwort erhalten, auch nicht durch die Steine, die, wenn sie aktiviert wurden, in einem dunklen Rot leuchteten und ihnen den Weg freigaben, in andere Welten zu tauchen, Raum und Zeit hinter sich zu lassen und kraft ihrer Telekräfte gewisse Dinge zu verändern.

Viel Zeit war ins Land gegangen – mehr als ein Jahr nach dem Verschwinden des Eisernen, doch die Vorzeichen einer Rückkehr waren nicht mehr zu übersehen.

Ohne daß sie es direkt wollten, beschäftigten sich ihre Gedanken mit dem Eisernen. Beide behielten sie auch nicht für sich. Sie sprachen darüber, der Eiserne war plötzlich »in« geworden. Es war Myxin gewesen, der einen Satz gelassen ausgesprochen hatte.

»Kara, er wird zu uns zurückkehren, aber ich weiß nicht, wie er sich dann verändert hat.«

Sehr lange und nachdenklich hatte Kara ihren Partner angeschaut.

»Du bist dir sicher?«

»Fast. Hast du es nicht gespürt?«

»Nein, aber ich vertraue dir. Deshalb werden wir wachsam sein und es auch bleiben.«

»Das möchte ich auch.«

Wieder waren nach diesem Gespräch Wochen vergangen. Andere Kräfte hatten versucht, die Steine zu zerstören, doch die Attacke war abgeschlagen worden.

Eines Tages aber, über dem Land lagen die langen Schatten der Nacht, passierte es.

Kara und Myxin schliefen in ihrem Blockhaus, das im Schatten eines bewaldeten Hügels stand. Dahinter begann das Gebiet der Steine.

Es waren nicht die Steine, die sich veränderten und ihre Magie ausspielten. Kara gehörte zu den Empfängern der Botschaft, die als Gedankenstrahl aus der Unendlichkeit zwischen Zeit und Raum ihr Refugium erreichte und sie aus dem Schlaf riß.

Sie wollte sich aufrichten, doch sie schaffte es nicht. So blieb sie liegen, war wach, starrte gegen die Decke und lauschte in die Tiefen einer anderen Welt hinein.

Jemand hatte mit ihr Kontakt aufgenommen. Eine Stimme, obwohl Kara sie nur als gedankliche Botschaft empfing. Sie aber gehörte zu den übersensiblen Menschen, die durch den Besitz des Schwerts mit der goldenen Klinge in der Lage waren, Entfernungen auf telepathischem Wege zu überbrücken. Die gleiche Eigenschaft zeichnete auch Myxin aus.

Doch nur Kara hörte den Ruf. Es war wie ein Schrei nach Hilfe.

Deutlich vernahm sie ihren Namen.

Sie blieb starr liegen, dachte nach, bevor sie eine Antwort »schickte«. »Wer bist du?«

»Ich habe mich geirrt!«

Im Gesicht der schwarzhaarigen Frau regte sich nichts. Die Haut wirkte wie blasser Marmor. Aber in ihre Augen trat Leben. Die Pupillen veränderten sich, in sie trat der Ausdruck einer Wachsamkeit und auch des Wissens.

»Du bist der Eiserne Engel!«

»Ja, Kara, der bin ich!«

Nach dieser fernen Antwort blieb sie trotzdem steif liegen. Vergeblich versuchte sie dabei, die zahlreichen wirren Gedanken aus ihrem Kopf zu vertreiben. Sie wurde sie einfach nicht los. Zu stark waren die Erinnerungen aus der Vergangenheit, als der Eiserne das Refugium mit Serena verlassen hatte.

Erst seine »Stimme« ließ sie wieder aufhorchen.

»Ich möchte, daß du mir zuhörst, Kara, denn ich versuche, wieder heimzukehren, und ich muß mich einer Person mitteilen. Ich habe bereits versucht, jemand aus dem Kreis zu finden. Mir blieb leider wenig Zeit. Mein Geist forschte und erreichte die Klippe zwischen dem Diesseits und dem Jenseits. Deshalb gab ich zuerst meine Botschaft an Sheila Conolly weiter.«

»Was ist mit ihr?«

»Sie schwebt zwischen Leben und Tod!«

Erst jetzt erschrak Kara. Die erste Bemerkung hatte sie nicht richtig mitbekommen. Der Eiserne Engel interessierte sie nicht mehr so stark, Sheila war wichtiger. »Wird sie denn überleben?«

»Das liegt nicht in meiner Hand. Ich konnte ihr auch nur eine kurze Botschaft übermitteln und hoffe, daß sie daraus schlau geworden ist und sie weitergeben wird. Jetzt aber bin ich an der richtigen Stelle, nämlich bei dir, Kara.«

»Aber du schwebst noch in einer anderen Dimension – oder?«

»So ist es leider. Ich bin nicht nur ein Gefangener der Zeiten, ich stecke auch in der Pyramide.«

»In der des Wissens?«

Kara bekam eine Antwort, die sich anhörte wie ein müdes Lachen.

»Ja, in der des Wissens, aber sie hat ihre Kraft verloren, denn der Bann einer gewissen Frau war stärker. Du wirst sie kennen…«

»Serena.«

»Ja, Kara, Serena. Was ich auch getan habe, war falsch. Ich bin ihr gefolgt und auf den Leim gegangen, weil sie mir versprach, die stummen Götter, meine Väter, zu erwecken. Sie hat dieses Versprechen nicht eingehalten. Alles, was ich tat, war falsch gewesen.

Ich wurde zu ihrer Gefangenen. Durch die Salbe besitzt sie eine ungeheure Macht. Sie spielt damit, läßt Menschen sterben oder leben. Mich hat sie vegetieren lassen, und ich sah auch keine Chance zur Rückkehr. Jetzt hat sich einiges geändert. Ich kann es schaffen, ich bin bereits auf dem Weg.«

»Wo kann ich dich erwarten? Bei den Steinen?«

»Nein, nicht bei Ihnen. Du mußt den Zeichen folgen, die ich setzen werde.«

»Was sind das für Zeichen?«

»Es geht um die Pyramide. Noch strahlt sie eine gewisse Kraft ab, die auch du aufnehmen kannst. Sie reicht allerdings nur für eine Person. Du wirst deshalb Myxin nichts sagen. Locke die Kraft der Pyramide. Sieh zu, daß sie sich auf dich überträgt, dann werden wir uns sehen. Aber beeile dich, ich brauche dich bei mir.«

Kara nickte heftig. »Gut, ich habe alles verstanden. Ich werde Myxin auch nichts davon sagen.« Sie richtete sich auf. »Ich gehe zu den Steinen. Dort ist die Magie am konzentriertesten. Da werde ich…«

»Ja, mach das. Mach es schnell. Ich warte auf dich.«

»Du kannst dich auf mich verlassen.«

Kara schwang ihre Beine vom Lager. Myxin schlief an der anderen Seite des Raumes. Er hatte nichts von der ungewöhnlichen Unterhaltung zwischen den beiden mitbekommen.

Lautlos schlüpfte Kara in ihre Schuhe. Sie streifte das helle Nachthemd ab und griff zu einem blauen, bodenlangen Kleid. Es umgab sie wie ein Vorhang.

Nie trug Kara Hosen. Sie liebte die wallenden Kleider, die sie schon aus Atlantis kannte.

Und noch etwas durfte sie nicht vergessen. Das Erbe ihres Vaters Delios, das Schwert mit der goldenen Klinge. Es steckte in einer Scheide, die wiederum an einem Gürtelgehänge befestigt war. Kara schlug es mit sicheren Bewegungen um ihre Hüften. Sie gehörte zu den Menschen, die mit dem Schwert umgehen und es auch führen konnten. Für einen normalen Menschen war die Waffe nicht zu tragen. Man mußte schon zu den Auserwählten gehören, wie eben die Schöne aus dem Totenreich.

Auf leisen Sohlen, so daß Myxin nichts hörte, verließ sie das Blockhaus.

Draußen herrschte eine angenehme Temperatur. Das leise Murmeln des Bachs, der für Wasser sorgte, das Rauschen der Blätter, wenn der Wind durch die Kronen der Bäume fuhr, das alles gefiel ihr, daran hatte sie sich gewöhnt. Ebenso wie an die Steine, die majestätisch in den Himmel ragten wie eckige Finger.

Zwischen ihnen befand sich das magische Zentrum. Diagonal verlaufende Linien auf dem Rasen verbanden die Steine,

normalerweise so gut wie unsichtbar. Erst wenn Magie die Steine erfüllte, glühten auch die Linien auf.

Sehr wohl war Kara nicht. Sie rätselte darüber nach, ob es der Eiserne Engel auch ehrlich gemeint hatte. Er war lange verschwunden gewesen, viel konnte sich geändert haben, auch bei ihm. Zudem hatte er sich in einer Gesellschaft befunden, vor der auch Myxin schon gewarnt hatte. Er hatte Serena gut gekannt. Im alten Atlantis war sie seine Geliebte gewesen und hatte ihm ebenfalls große Schwierigkeiten bereitet. Doch Myxins Warnungen hatten damals nicht gefruchtet. Serenas Einfluß auf den Eisernen Engel war einfach stärker gewesen.

Bevor die Schöne aus dem Totenreich das Refugium zwischen den Steinen betrat, schaute sie noch einmal zurück. Sie sah die Umrisse des Blockhauses, das sie mit Myxin bewohnte, und auch den schwachen Lichtschimmer hinter einem der viereckigen Fenster.

Bewegte sich dort nicht ein Schatten?

Sie schaute genauer hin, sah nichts mehr. Nur eben das ausgefüllte Viereck.

Dem kleinen Magier gegenüber besaß sie ein schlechtes Gewissen.

Eigentlich hätte er auch dazugehört, denn damals war er ebenfalls eine der Hauptpersonen gewesen.

Sollte sie umkehren und ihm Bescheid geben? Kara überlegte, biß dabei auf die Unterlippe und entschloß sich, es nicht zu tun. Sollte der Eiserne es tatsächlich ehrlich gemeint haben, wollte sie ihm auch entgegenkommen. So betrat Kara das Viereck.

Augenblicklich spürte sie die magische Strömung. Ein normaler Mensch hätte nichts gefühlt, bei ihr war es etwas anderes. Sie war sensibilisiert, sah sich auch als Medium an, dessen Kraft durch die Stärke des Schwerts noch verstärkt wurde.

In der Mitte des Quadrats blieb sie stehen. Den Kopf hatte sie leicht in den Nacken gelegt. Das lange Haar floß wie schwarzes Wasser über ihre Schultern.

Sie bewegte die Lippen, ohne zu sprechen, konzentrierte sich dabei voll und ganz auf die Steine und deren Magie.

Dann zog sie das Schwert aus der Scheide. Die Klinge warf einen goldenen Reflex, der für einen Moment wie ein heller Schatten über den Boden glitt. Kara stützte beide Hände auf den Griff, bevor sie sich auf die Dinge konzentrierte, die eintreten mußten.

Es war nicht einfach, die Steine zu aktivieren. Es kostete sie Kraft und Energie, aber sie schaffte es und sah das rote Leuchten in der unteren Hälfte der Steine. Es stieg allmählich höher, wobei es auch intensiviert wurde.

Auf einmal strahlten sie auf.

In Karas Kopf summte und dröhnte es. Sie konzentrierte sich auf die Strahlung der Pyramide. Der Eiserne hatte ihr versprochen, daß sie ihr

den Weg weisen würde.

Was nun geschah, war rational nicht zu erklären. Die Magie der *flaming stones* verbunden mit der ihrer Schwertklinge hielt sie voll umfangen und sorgte dafür, daß Kara zu einem Teil des gewaltigen Komplexes wurde. Jetzt leuchteten auch die Linien. Sie gaben ihr helles Rot ab, erfaßten Kara, liefen an ihr hoch – und erreichten das einmal gesteckte Ziel.

Die Schöne aus dem Totenreich löste sich auf.

Leer war die Stelle, auf der sie noch vor Sekunden gestanden hatte. Kara hatte sich auf die weite Reise zwischen Raum und Zeit begeben, um den Eisernen Engel zu finden, der so Furchtbares durchgemacht haben mußte…

***

Myxin huschte zur Seite. Er ärgerte sich darüber, unachtsam gewesen zu sein, denn er hatte direkt hinter dem Fenster gestanden und auch Karas Blick bemerkt.

Jetzt war sein Umriß nicht mehr zu sehen, denn er tauchte zur Seite und duckte sich gleichzeitig.

In dieser Haltung lief Myxin zu einem anderen Fenster, das nicht erleuchtet war.

Gespannt verfolgte er den Weg seiner Partnerin. Eigentlich wußte er, was Kara vorhatte, denn nicht nur sie hatte die Gedankenströme des Eisernen empfangen.

Myxin, sehr sensibel und ebenfalls mit starken Telekräften ausgestattet, hatte ebenfalls die Veränderung gespürt, auch gelauscht, aber nicht alles mitbekommen.

Er wußte, daß der Eiserne zurückkehren wollte. Auch von der Pyramide des Wissens war ihm etwas übermittelt worden und auch darüber, daß sie nicht mehr die Macht besaß wie sonst.

Was tun?

Myxin wollte Kara nicht in die Quere kommen. Jeder von ihnen war selbständig, auch wenn sie gemeinsam lebten, aber er wußte genau, wie gefährlich diese Serena war.

Nicht nur aus Atlantis. Sie hätte es fast geschafft, die Steine zu zerstören, und das war ihm gegen den Strich gegangen. Selbst zusammen mit John Sinclair und Suko war es ihnen nicht gelungen, Serena zu stoppen. Zudem besaß sie die Salbe, die es schaffte, Menschen nicht sterben zu lassen und zu konservieren.

Myxin glaubte an eine Falle. Er wollte etwas dagegen tun. Als Kara durch die Magie der Steine verschwunden war, verließ auch er die Blockhütte und blieb nachdenklich stehen.

Irgendwo auf der Welt würde die Pyramide schließlich landen. Es war wichtig, den Ort herauszufinden und gleichzeitig

Gegenmaßnahmen zu ergreifen.
Nicht daß sich Myxin zu schwach gefühlt hätte, doch um gegen Serena anzutreten, war es besser, wenn er sich Unterstützung holte.
Dafür kamen nur zwei Personen in Frage. John Sinclair und Suko!

***

Lidholm ließ einige Sekunden verstreichen. Er nahm sich selbst in die Pflicht und schaffte es tatsächlich, die Aufregung zu unterdrücken. Dennoch blieb das Gefühl des Unwohlseins, der latenten Angst, die auch Hasso besitzen mußte. Sein Winseln sagte Lidholm genug.
»Ruhig, Hasso, ruhig! Es wird alles gut. Es ist alles in Ordnung. Du brauchst keine Furcht zu haben…«
Der Hund kannte die vertraute Stimme seines Herrn. Er hörte auf zu winseln, zeigte sich aber wenig angriffslustig und gab sich mehr den Anschein, als wollte er im nächsten Augenblick weglaufen.
Carl Lidholm konzentrierte sich auf die Gestalt in der Pyramide.
Er hatte so etwas noch nie zuvor gesehen. Sie besaß einen menschlichen Körper, obwohl sie nicht so wirkte wie ein Mensch. Das mußte eine Gestalt aus einer Legende oder einem Märchen sein, denn nur in diesen Geschichten spielten auch Engel eine Rolle.
Vor ihm und in der Pyramide stand ein Engel!
Keine helle, glänzende, überirdische Erscheinung. Diese Gestalt besaß ein völlig anderes Aussehen. Sie war dunkel, eine Mischung aus grauem Eisen, das mit einem braunen Rostfilm überzogen war.
Dabei größer als ein normaler Mensch und auch bewaffnet, denn im Gürtel des Engels steckte ein gewaltiges Schwert.
Aber die Gestalt selbst machte auf Lidholm keinen kämpferischen Eindruck. Er tendierte eher zum Gegenteil. Der Engel mit seinen großen Flügeln auf dem Rücken wirkte müde. Wie eine Person, die eine lange Wanderung hinter sich hat, erschöpft ist und zunächst einmal eine lange Pause braucht. Und er mußte ein Gefangener innerhalb der Pyramide sein, denn Lidholm entdeckte keinen Ausgang.
Weder eine Tür, einen schmalen Durchlaß, noch ein Stück, das aus der Fläche herausgesägt wäre. Sie schloß fugendicht, stand mit ihrer Grundfläche auf dem Toten Land, aus dessen Tiefe heller Rauch kräuselte und sich an den Außenflächen der Pyramide in die Höhe schob, bevor er zerflatterte.
Der Schwede traute sich nicht näher heran. Er hätte gern einen längeren Blick in das Gesicht geworfen, dazu aber hätte er sich zunächst überwinden müssen, das fiel ihm schwer.
So gut wie möglich schaute er an der Pyramide vorbei. Möglicherweise war der Eiserne nicht allein gekommen. Jemand wie er besaß unter Umständen Helfer, die ihn unterstützten.
Wohin er auch blickte, das Land lag flach und leer vor ihm. Nichts

war zu sehen, bis auf die Pyramide und deren Inhalt.

Bisher hatte sich der Engel nicht bewegt. Das änderte sich in den folgenden Sekunden. So etwas wie ein Ruck durchzitterte seinen übergroßen Körper. Er hatte geduckt dagestanden, nun hob er plötzlich den Oberkörper an und schaute direkt nach vorn.

Das war der Augenblick, als sich Lidholm endlich hatte überwinden können. Er war auf die Pyramide zugegangen, stoppte allerdings, als sich der Engel bewegte.

Ihre Blicke trafen sich.

Zwar befand sich die Wand des Gebildes noch zwischen ihnen, das aber störte nicht im geringsten. Die Sicht war und blieb gut, so daß Lidholm das Gesicht der Gestalt genau erkennen konnte.

Er war davon fasziniert!

Diese Gestalt wirkte wie tot oder künstlich hergestellt, sie lebte dennoch. Das Gesicht zeigte sehr edle Züge, hart geschnitten, männlich wirkend. Man hatte diese Gesichter früher bei den Griechen und den Römern gehabt und sie als ideal angesehen.

Lidholm war sicher, daß diese Gestalt etwas Besonderes sein mußte. Die Furcht vor ihm war auch vergangen. Wer so aussah und schaute, der konnte einfach nicht schlecht sein.

Fahrig wischte Carl über seine Stirn. Als er die Hand zurückzog, klebte Schweiß auf der Fläche. »Verdammt, Hasso!« flüsterte er, »gibst du mir einen Rat, was ich machen soll?«

Hasso verhielt sich ruhig.

Lidholm erinnerte sich an den Druck auf seiner rechten Schulter.

Dort umspannte der Gewehrriemen sein Gelenk. Das wiederum brachte ihn auf eine Idee. Wenn der Engel in der Pyramide als Gefangener hockte und gern freikommen würde, aber die Möglichkeit nicht besaß, konnte Carl ihm vielleicht durch einen Schuß helfen.

Er nahm das Gewehr in beide Hände, legte an und zielte an dem Eisernen vorbei.

Sehr bedächtig drückte er ab. Die Kugel fegte aus dem Lauf, sie hämmerte gegen die Außenhaut und jaulte einen Moment später als Querschläger davon. Der Pyramide selbst war nichts passiert. Nicht einmal einen Kratzer hatte sie abbekommen.

Carl ließ das Gewehr sinken. Seine Gesichtsfarbe hatte gewechselt.

Sie war bleich geworden. Er spürte den Druck in der Kehle und im Magen. Das Äußere, das aussah wie Glas, mußte aus einem Material bestehen, wie Lidholm es noch nie gesehen oder erlebt hatte. Ein Wahnsinn, nicht eine Schramme war zurückgeblieben.

Jedenfalls war es kein Glas.

Der Engel hatte den Vorgang mitbekommen. Lidholm sah, wie er seinen Kopf schüttelte und über das Gesicht so etwas wie ein trauriges Lächeln hinwegglitt, als wolle er sagen, so kannst du mich nicht aus

der Pyramide herausholen.
Nach dem Schuß hatte Carl auch seine eigentliche Scheu überwunden. Er wollte sich die Pyramide aus der Nähe anschauen und ging mit vorsichtigen Schritten auf das gewaltige Gebilde zu.
Sehr schnell hatte er sie erreicht. Das Gewehr hielt er noch immer in der Rechten. Mit dem Lauf klopfte er gegen die äußere Haut. Das Metall hinterließ einen dumpfen Laut, da war nichts an Schwierigkeiten zu spüren. Vor ihm wuchs sie sehr hoch. Er mußte den Kopf schon verdrehen, um in Richtung Spitze blicken zu können.
Der Engel hinter dem »Glas« stand unbeweglich. Obwohl er mit einem Schwert bewaffnet war, traf er keine Anstalten, sich selbst aus diesem Gefängnis zu befreien.
Das verstand Lidholm nicht. Wieder klopfte er gegen die Außenhaut, machte dem Engel Zeichen, der aber schüttelte den Kopf und gab seinem Gesicht einen traurigen, beinahe schon verzweifelten Ausdruck.
Verzweifelt war auch Carl Lidholm. Er hatte die Pyramide entdeckt und wußte nicht, was er noch unternehmen sollte. War sie überhaupt zerstörbar? Und woher kam sie?
Er hatte ja gewußt, daß Unheil in der Luft lag. Es war einfach zu riechen gewesen. Daß es ihn auf diese Art und Weise überfallen würde, davon war er überrascht worden.
Zuerst der graue Himmel, anschließend die toten Vögel, die in einem wahren Regen aus den Wolken gefallen waren, und nun die Pyramide mit einem Inhalt, der ein Engel war. Eine Gestalt, die es sonst nur im Märchen gab. War es das Ende?
Wieder erinnerte sich Lidholm daran, daß dieses Gebiet als Totes Land bezeichnet worden war. Abgestorben, braungrau, bar jeglicher blühender Pflanzenwelt.
Ein Gebiet, vor dem sich die Menschen fürchteten, das irgendwann einmal eine große Katastrophe erlebt haben mußte, von der es sich nicht wieder erholt hatte.
Es war die Rede von einem Meteoriten aus dem All gewesen, dann aber hätte es strahlen müssen, was wiederum nicht der Fall war. Irgend etwas stimmte nicht.
Lidholm dachte nach. Jetzt, wo er das Unwahrscheinliche mit eigenen Augen sah, öffnete sich auch seine Gedankenwelt. Die Grenzen sprengten sich von selbst.
Ein Begriff fiel ihm ein – Magie!
Ja, konnte diese Pyramide und ihr außergewöhnlicher Inhalt vielleicht mit Magie zu tun haben?
Es gab eine Menge Dinge, hinter die der Mensch noch nicht gekommen war, die er nur akzeptieren mußte, ohne eine Erklärung gefunden zu haben. Aber auch die Magie besaß ihre eigenen Gesetze

und die eigene Logik. Lidholm hatte in den langen Nächten oft über diese Phänomene gegrübelt, nun erlebte er sie hautnah.

Er kam zu dem Entschluß, daß die Pyramide nicht grundlos gerade an dieser Stelle gelandet war.

Nichts geschah ohne Motiv. Alles war eingebettet in einen gewaltigen Kreislauf.

Hasso hatte sich von ihm entfernt. Auch Carl sah ein, daß er die Pyramide nicht betreten konnte. Wenn er sich die Seiten allerdings genauer anschaute, überkam ihn der Eindruck, daß sie doch nicht so glasklar waren. Das Material besaß einen grüngelben Schimmer, der sich wie ein Hauch von der Grundfläche hoch zur Spitze zog.

Bisher hatte er sich nicht getraut, das Material mit der Hand anzufassen. Noch überlegte er, überwand seine Scheu schließlich und brachte die Hand nahe an die Außenseite.

Etwas rieselte über seine Haut. Seine blonden Härchen fingen an zu kribbeln, als sie sich aufrecht stellten. Ein Kriechstrom schien über seinen Arm hinwegzugleiten.

War sie geladen?

Er trat zurück und hörte genau in dem Augenblick ein fürchterliches Winseln.

Auf der Stelle wirbelte er herum.

Hasso war weggelaufen. Vielleicht zehn, zwölf Meter stand er von ihm entfernt. Er winselte nicht ohne Grund, denn aus der Erde waren zwei Arme gestoßen, deren gespreizte Hände den Hals des Hundes umklammert hielten.

Was sie vorhatten, lag auf der Hand.

Sie wollten Hasso erwürgen!

***

Carl Lidholm konnte es zunächst nicht fassen. Er rührte sich nicht und schaute mit an, wie das Tier um sein Leben kämpfte. Die Klauen besaßen eine mörderische Kraft. Sie hatten dem Hund längst die Luft abgeschnürt. Der Druck ließ auch nicht nach, so daß Lidholm schon glaubte, das Knacken der Knochen zu spüren.

Hasso kämpfte. Noch hatte er seine Läufe gegen den weichen Boden gestemmt, doch er schaffte es nicht, den würgenden Händen Herr zu werden. Gnadenlos drückten sie weiter zu.

Als das Winseln verstummte, hatte auch Lidholm seinen Schock überwunden. In seinem Leben gab es nur wenige Freunde, der Hund gehörte zu seinen besten.

Mit langen Schritten lief er auf das Tier zu und kam gerade zurecht, als Hasso zusammenbrach, als hätte jemand seine Läufe unter dem Körper weggeschlagen.

Er lag jetzt auf der Seite. Auch die würgenden Hände hatten die

Bewegung mitgemacht. Die Finger hatten sich tief in das Fell gegraben, sie waren darunter verschwunden, nur die Arme ragten aus dem weichen Boden. Kein Kopf, keine Schulter, kein Körper…

Er schlug zu.

Lidholm traute sich nicht, in die Arme zu schießen. Statt dessen hämmerte er mit dem Kolben gegen die Ellenbogen und hätte das Splittern der Knochen hören müssen.

Nein, es geschah nichts. Ihm war es vorgekommen, als hätte er gegen Beton geschlagen.

Keuchend trat er zurück.

Hasso schlug mit den Hinterläufen. Carl kam zu Bewußtsein, daß der Hund sterben würde. Vielleicht waren es die letzten Zuckungen, denn nach diesen Bewegungen rührte sich das Tier nicht mehr.

Nie zuvor hatte Lidholm so etwas Schreckliches mitgemacht. Auch als die Hände den Hals des Hundes losließen, stand Hasso nicht mehr auf. Er lag auf der rechten Seite, mit offener Schnauze, aus der die Zunge leicht hervorschaute.

Carl spürte die Tränen in seinen Augen. Er hatte sie einfach nicht mehr unterdrücken können. Die Klarheit seines Blickes verschwamm, aber er bekam mit, wie die beiden aus der Erde ragenden Arme zur Seite schwangen und sich ihn als Ziel aussuchten.

Über die Farbe der Haut wunderte er sich ebenfalls. Sie besaß einen gelblichen Farbton, irgendwo vergleichbar mit dem Fell eines Löwen. Normal war die Farbe nicht.

Eine sehr dünne Haut erkannte der Mann. Sie schien auf Knochen und Sehnen gemalt zu sein.

Die Hände wollten ihn, das wußte er genau. Er vergaß alles darüber, auch den Tod seines Hundes. Carl konnte sich vorstellen, daß die Kraft dieser Klauen ausreichte, um auch ihn in die Tiefe zu zerren. Deshalb überwand er seine Empfindungen, legte an, zielte auf die rechte der Handflächen und schoß.

Lidholm zählte zu den guten Schützen, auch diesmal fehlte er nicht. Das Geschoß hämmerte genau in die Mitte der Handfläche, hätte sie zerschmettern oder zerfetzen müssen, aber es geschah nichts. Dafür trat das gleiche Phänomen ein wie bei der Pyramide.

Die Kugel prallte ab, wurde zu einem Querschläger und surrte davon. Er schoß noch einmal, diesmal gegen die linke Handfläche, und er erlebte das gleiche Phänomen.

Die Hände schienen aus Stahl zu bestehen.

Lidholm bekam es mit der Furcht zu tun. Er ging zurück, fast wäre er noch über den leblosen Körper seines Hundes gestolpert. Das lenkte ihn von dem eigentlichen Vorgang ab.

Als er wieder hinschaute, hatte sich etwas verändert.

Nicht nur die beiden Hände ragten aus der Erde. Jetzt waren auch

die Arme hinzugekommen, die Schulter, der Kopf, zwangsläufig das Gesicht – und Lidholm glaubte, sich in einem schrecklichen Alptraum zu befinden.

Was vor ihm aus der Tiefe der Erde kroch war eine Frau mit strohgelbem Haar…

***

Ich war wieder zurück in meine Wohnung gefahren, hatte mir einen starken Kaffee aufgebrüht und mich in den Wohnraum gesetzt, wo ich die Kanne leerte und zwei Zigaretten rauchte.

Mir ging Sheilas Bericht nicht aus dem Kopf. Sie hatte von einer gläsernen Pyramide gesprochen und von einer Gestalt, die in ihr gewesen war. Für mich gab es da nur den Eisernen Engel. Eine andere Person kannte ich nicht, die in einem derartigen Gegenstand steckte.

Seit langer Zeit war er verschwunden. Kara und Myxin hatten sehr darunter gelitten. Für sie und für mich war wichtig gewesen, daß der Eiserne den falschen Weg eingeschlagen hatte, als er sich Serena anschloß. Myxin hatte sie besser gekannt. Sie würde ihm nie erlauben, die Stummen Götter zu wecken. Dazu besaß sie nicht die Macht, wie ich mir vorstellen konnte. Sie hatte den Eisernen geleimt, um ihn vor ihren Karren spannen zu können. Das alles wußte ich, das hatte ich schon vorher gewußt, doch etwas war anders geworden. Sheila hatte ihn gesehen oder eine Nachricht von ihm bekommen. Befand er sich auf dem Rückweg?

Es wäre besser gewesen, wenn Kara und Myxin Bescheid gewußt hätten, aber sie befanden sich bei den *flaming stones* und waren für mich im Moment nicht erreichbar.

Was konnte ich tun?

Auf Sheilas weitere Aussagen warten. Der Arzt war informiert worden. Er würde achtgeben und uns sofort Bescheid sagen, wenn sich Bills Frau meldete.

Noch wußten nur er und ich davon. Ich beschloß, Suko einzuweihen. Hier braute sich etwas zusammen, das wir gemeinsam bekämpfen mußten. Möglicherweise lag das Motiv tief im Dunkel der Zeiten begraben, sprich Atlantis.

Ich wollte Sukos Nummer wählen, als mein Telefon anschlug. Bill war wieder zu Hause.

Seine Stimme klang matt, als er fragte: »Hast du etwas von Sheila erfahren?«

»Nein, nichts Neues.«

»Ich auch nicht. Aber ich habe über eine Erklärung nachgegrübelt. Vielleicht hat Sheilas Geist den Körper schon verlassen. Du weißt, was ich damit ansprechen will.«

»Du gehst davon aus, daß sie mal klinisch tot war?«

Das »Ja« klang zögernd und auch sehr leise.
»Durchaus möglich, Bill, aber sie lebt wieder. Das gibt uns Hoffnung.«
»Natürlich. Was willst du unternehmen, John?«
»Ich werde versuchen, Myxin zu erreichen. Bleib du zu Hause. Einer muß wegen Sheila stets erreichbar sein.«
»Das versteht sich.«
»Bis später dann, alter Junge. Es wird schon klappen, glaub mir.«
»Natürlich, John…«
Sehr nachdenklich legte ich den Hörer wieder auf. Bills Stimme hatte sehr leise und deprimiert geklungen. Kein Wunder nach dem, was hinter ihm lag.
Es war gegen fünf Uhr morgens, als ich Sukos Nummer wählte.
Bis mein Freund abhob, dauerte es etwas. Seine Stimme klang knurrig. Als er mich hörte, war er hellwach.
»Ist was mit Sheila?« fragte er sofort.
»Auch.«
»Verdammt, was…?«
»Bist du soweit wach, daß du zuhören kannst?«
»Klar.«
»Dann komme ich rüber.«
»Mach das.«
Suko wohnte im Apartment nebenan. Er empfing mich im Trainingsanzug und mit fragenden Blicken. Der Inspektor gehörte zu den Menschen, die sich sehr gut in Bills Lage hineinversetzen konnten. Auch er hatte um das Leben seiner Partnerin Shao gebangt. Es hatte damals so ausgesehen, als wäre sie gestorben, das hatte sich glücklicherweise als Irrtum herausgestellt. Shao lebte, wenn auch in einer anderen Welt und als Nachfolgerin der gefangenen Sonnengöttin Amaterasu. Sie hatte nur andere Aufgaben übernehmen müssen.
Ich setzte mich und berichtete meinem Freund, was Bill und ich erlebt hatten.
Suko wollte es kaum glauben. Zumindest war er ebenso erstaunt wie ich. »Das kann ich kaum fassen, das ist Irrsinn.« Er ballte die Hände. »Der Eiserne und Sheila.« Er starrte mich an. »Bist du sicher, daß es sich um den Eisernen gehandelt hat, John?«
»Wer sonst befindet sich in einer Pyramide?«
»Ich weiß es nicht.«
»Dann mußt du auch davon ausgehen, daß sich der Eiserne auf dem Rückweg befindet.«
Suko wiegte den Kopf. »Davon bin ich noch nicht überzeugt. Es kann auch sein, daß er weiter durch die Dimensionen gleitet und sich als Gefangener dieser Serena…«
»Das bestreite ich auch nicht. Ich rechne sogar damit, daß dies zum

großen Plan dieser gefährlichen Dame aus Atlantis dazugehört.«

Suko rieb sein Kinn. »Wenn man wüßte, wie der Plan aussieht?«

»Wäre uns geholfen. Ich bin dafür, daß wir Kara und Myxin mit einschalten.«

»Und dann?«

»Die Macht der Steine könnte uns eventuell weiterhelfen.«

»Das glaube ich nicht.«

»Was stört dich daran?«

»Dann hätten die beiden schon längst versucht, den Eisernen durch die Steinmagie zurückzuholen.«

»Im Prinzip hast du recht, Suko. Nur haben sich jetzt die Vorzeichen verändert.«

Suko war nachdenklich geworden. »Ja, kann sein. Ist alles möglich. Man müßte es nur wissen.« Er schaute auf seine Hände. »Einen genauen Plan hast du auch nicht?«

»Nein, wie käme ich dazu.«

»Stimmt.« Er schluckte. »Soll ich uns Tee oder Kaffee machen?«

»Nicht nötig, ich…«

Diesmal läutete bei Suko das Telefon. Bevor er abhob, schaute er mich an. »Wer kann das sein?«

»Vielleicht Bill.«

»Mal sehen.« Suko hob ab, lauschte und bekam vor Staunen einen anderen Gesichtsausdruck. »Du?« fragte er.

Ich hörte, wie jemand eine Antwort gab, konnte die Worte allerdings nicht verstehen.

»Ja, ist gut, ich öffne.« Suko legte auf und schüttelte den Kopf.

»Weißt du, wer das war?« fragte er beim Aufstehen.

»Nein.«

»Wenn man vom Teufel spricht… heißt es doch so schön. Myxin hat angerufen. Er war in deiner Wohnung und kommt rüber.« Suko war schon in der Diele, als ich noch im Wohnraum stand und schluckte.

Demnach hatte ich mit meiner Vermutung nicht so falsch gelegen.

Auch Myxin und Kara mußten von der Heimkehr des Eisernen Engels informiert worden sein.

Er trat vor Suko ins Wohnzimmer. Myxin sah aus wie immer. Er trug den langen Mantel, seine Haut schimmerte in einer leicht grünen Farbe. Um seine schmalen Lippen lag ein Lächeln, allerdings wirkte es nicht echt. Mich begrüßte er mit einem Kopfnicken.

»Es geht um den Eisernen, nicht wahr?«

»Ja.«

»Dann weißt auch du Bescheid?«

Er nickte und setzte sich. »Kara ebenfalls, aber sie ist nicht da. Sie ist dem Engel auf der Spur. Allein sollte sie ihn treffen, und sie ahnt nicht, daß ich davon weiß.«

»Das mußt du uns erklären.«
»Deshalb bin ich gekommen, John.«
Suko und ich hörten dem Bericht des kleinen Magiers gespannt zu.
Was er sagte, bestätigte unsere Vermutungen. Der Eiserne befand sich auf dem Rückweg. »Nur«, so sprach Myxin mit einer etwas wehmütig klingenden Stimme, »wird es ihm schwer gemacht.«
»Durch Serena?«
»Das vermute ich, John.«
»Weshalb hat er ausgerechnet mit Kara Kontakt aufgenommen?« erkundigte sich Suko.
Myxin hob die Schultern. »Es gibt für mich nur eine Erklärung. Sie will mit ihr endgültig abrechnen. Das hat sie damals schon versucht. Da ist es mißlungen.«
»Und sie haßt Kara«, fuhr ich fort, »weil sie einmal deine Geliebte gewesen ist.«
»Das stimmt.«
»Eifersucht.« Ich schüttelte den Kopf. Wenn die Lage nicht so ernst gewesen wäre, hätte ich glatt gelacht. Sollte sich dieses Gefühl tatsächlich über Tausende von Jahren gehalten haben, oder steckte etwa mehr dahinter? Ein großer, gewaltiger Plan?
»Weiß Kara, daß du…?«
»Nein, John, ich glaube nicht. Obwohl sie eigentlich damit hätte rechnen müssen, denn auch ich besitze gewisse Telekräfte. Ich spüre fremde Gedanken und Einflüsse und wenn Dimensionen dazwischen liegen.«
Suko breitete die Arme aus. »Wir müssen den Eisernen finden, dann haben wir auch Kara. Das ist alles.«
»Wo willst du anfangen zu suchen?«
»Keine Ahnung, John. Vielleicht weiß es Myxin.«
Der Magier wiegte nachdenklich den Kopf. »Es ist schwer, sehr schwer. Die Verbindung zum Eisernen stand nur kurz. Er konnte mir keine genaueren Informationen geben. Das kann überall auf der Welt sein.«
»Aber in unserer«, hakte ich nach.
»Das glaube ich schon.«
Ich strich über mein Haar. »Vielleicht wäre Sheila noch eine Chance.«
Das begriff Myxin nicht. Ich erklärte ihm deshalb, daß auch Sheila mit dem Eisernen Verbindung gehabt hatte und wir überhaupt durch sie auf seine Spur gekommen waren.
»Dann muß er sich doppelt abgesichert haben«, flüsterte der kleine Magier. »Und Sheila hat auf der Schwelle zum Tod gestanden, wenn sie in der Lage war, diese Signale zu empfangen.«
»Das meinen wir auch.«
»Vielleicht sollten wir tatsächlich mit ihr reden. Ich fühle mich

irgendwie als Versager.«
»Ich glaube nicht, daß sie sprechen kann, Myxin. Sheila schwebt zwischen Leben und Tod. Wenn bei ihr alles so gelaufen ist, wie wir angenommen haben, wird sie einen zweiten klinischen Tod wohl kaum überstehen. Das möchte ich nicht riskieren. Ich wünsche ihr, daß sie wieder gesund wird.«
»Wir alle wünschen das wohl«, sagte Myxin. Dann kam er wieder zum eigentlichen Thema. »Wenn der Eiserne sich auf seiner Heimkehr befindet, muß er Spuren hinterlassen. Gedanken, Ströme, was weiß ich…«
»Vergiß nicht, daß er sich in einer Pyramide befindet.«
»Daran denke ich auch, Suko. Aber es ist die Pyramide des Wissens. In ihr sind Fakten und Berichte gespeichert, die viel Aufschluß über die frühen Kulturen dieser Welt geben. Mit diesen Informationen kann man eine Menge anfangen.«
»Falls sie noch so besteht«, warnte ich. »Kann Serena daran gedreht haben?«
»Du meinst, die hätte sie manipuliert.«
»Ja, umgepolt. Ihr das Wissen genommen und sie als Gefängnis für den Eisernen ausersehen.«
»Damit müssen wir leider auch rechnen.«
»Laßt uns doch zur Sache kommen«, sagte Suko. »Wo fangen wir am besten an?«
»Bei den Steinen!« lautete meine spontane Antwort.
Myxin wirkte vor und bei seiner Antwort nachdenklich. »Das habe ich auch gedacht«, meinte er. »Kara hat auch die Magie der Steine in Anspruch genommen…«
»Und du hast es nicht versucht?« unterbrach ich ihn.
»Doch.« Er schaute uns beide an. »Sie waren gesperrt. Das bedeutet, daß Serena ihre Finger im Spiel gehabt haben muß. Etwas anderes kann ich mir nicht vorstellen.«
»Sie hat die Magie nach Karas Verschwinden abgeblockt.«
»Richtig. Niemand soll ihr folgen.«
Ich schaute Suko an. »Bist du auch der Ansicht, daß ihr niemand folgen soll?«
Mein Freund hob die Schultern. »Eigentlich nicht«, gab er zu.
»Vielleicht ist es ihr gelungen, nur dich auszuschalten. Bei uns könnte das ganz anders aussehen.«
Mein Nicken bewies Myxin, daß ich mich Sukos Meinung anschloß. Der kleine Magier wirkte sehr nachdenklich. Aus den dunklen Augen, deren Pupillen einen ebenfalls grünlichen Schimmer besaßen, schaute er gegen seine Fußspitzen. »Das wäre möglich«, gab er zu. »Dann müßte ich euch durch die Magie der Steine auf die Suche nach Kara, dem Eisernen und Serena schicken.«

»Das haben wir uns vorgestellt«, gab ich zu.
Myxin strich über sein Knie. »Es kann gefährlich werden. Ihr bewegt euch in einem Kreis, der sehr dicht ist. Da nutzt dir der Besitz des Kreuzes nichts, John. Auch der Dunkle Gral wäre nicht angemessen.«
»Ja, ich weiß. Wir schrecken trotzdem davor nicht zurück.«
»Ich werde dir eine Waffe geben«, erklärte Myxin.
»Du? Welche denn?«
»Es ist ganz einfach. Du brauchst nur an die Totenmaske aus Atlantis zu denken.«
Sollte ich überrascht sein oder geehrt? Wahrscheinlich beides. Ich wußte, wieviel die Totenmaske dem kleinen Magier bedeutete. Mit ihrer Hilfe war es möglich, in die Zeiten zu schauen, das zu sehen, was schon Vergangenheit war. Zusammen mit der Kraft der *flaming stones* sorgte die Maske dafür, daß wir als normale Menschen Reisen in die Vergangenheit unternehmen konnten.
»Ich bin einverstanden«, sagte ich.
»Und ich ebenfalls«, erklärte Suko. »Ich möchte mich nur eben umziehen, wenn es gestattet ist.« Er stand auf und verschwand in seinem Schlafzimmer. Sehr schnell war er wieder zurück.
Was dann folgte, kannten wir genau. Myxin, Suko und ich bildeten einen Kreis. Wir faßten uns an den Händen und sorgten so für die entsprechende Konzentration.
Myxins Gesicht war zu einer bleichen Maske geworden. Ich stand rechts, Suko links von ihm. Die Hände des Magiers besaßen eine gewisse Kälte, die nicht lange anhielt.
Kriechströme schienen von seinen Fingern auszugehen und in unsere Arme zu gleiten.
Sekunden später schon stellte ich fest, daß sich die Umgebung veränderte.
Ich hatte das Gefühl, den Boden unter den Füßen zu verlieren.
Dann verschwammen die Wände. Sie lösten sich einfach auf, als würde sie jemand wegradieren.
Zwei Herzschläge später war von der Wohnung nichts mehr zu sehen!

***

Wir kamen dort an, wo die Welt noch in Ordnung war. In einem Gebiet in Mittelengland, dessen genaue Lage Suko und ich nicht kannten. Es war ein magisches Areal, dessen Mittelpunkt von den *flaming stones* gebildet wurde.
Genau zwischen den Steinen landeten wir. Noch ein wenig benommen. Obwohl ich mit beiden Füßen im Gras stand, hatte ich den Eindruck, wegfliegen zu können.
Ich atmete einige Male tief durch und spürte Sukos Berührung an

meiner Schulter.
»Alles in Ordnung?« erkundigte sich Myxin, der ebenfalls bei und neben uns stand.
»Ja, es ist klar.«
»Das war dann der erste, der harmlose Teil der Reise.« Er schaute uns an.
Noch lag die Dunkelheit zwischen den Steinen, aber im Osten zeigte sich schon der helle Schimmer des anbrechenden Tages. Das Wetter sollte sich bessern, der schöne Herbst zurückkehren.
»Wer möchte die Maske aufsetzen?«
»Du?« fragte ich Suko.
»Das überlasse ich dir.«
»Okay, dann nehme ich sie.«
Myxin griff unter seinen Mantel und holte die Maske hervor. Als er sie mir überreichte, zitterten meine Hände etwas. Sie war schon mehr als außergewöhnlich. Es gab Dämonen, die große Furcht vor ihr hatten. Dazu hatte damals auch Arkonada gezählt, der ebenfalls Macht über die Steine hatte besitzen wollen.
Mir war die Maske stets etwas suspekt vorgekommen. Sie wirkte auch unhandlich. Es lag möglicherweise am Material, das sehr hart und fest war. Wahrscheinlich bestand sie aus Holz.
Und sie war ein Fünfeck mit einem spitz zulaufenden Kinn. Darüber befand sich ein nach unter gebogener, strichdünner Mund, vergleichbar mit einem gekippten Halbmond. Die Nase wirkte wie stilisiert, nur mehr ein kleiner Ausschnitt in der Fläche. An ihrer Oberseite wurde sie rechts und links von leicht geschlitzten Augenlöchern eingerahmt.
An den Ecken sah ich ebenfalls fünf Augen, die in verschiedenen Farben leuchteten.
Blau, grün, braun, violett und rot…
Jedes Auge besaß eine andere Farbe und auch eine andere Bedeutung. Sie war ein Relikt aus Atlantis oder dem Planeten der Magier, der zu diesem Kontinent gehört hatte.
Mehr wußte ich nicht. Myxin hatte sich bisher auch in tiefes Schweigen gehüllt, was dieses Thema anging.
»Setz sie bitte auf, John!«
Noch zögerte ich. »Was geschieht dann?«
»Ich werde die Steine aktivieren. Du aber mußt dich auf die Schwingungen des Eisernen konzentrieren.«
»Und das klappt so einfach?«
»Ja, die Maske hilft dir. Sie verstärkt deinen Willen, deine Wünsche. Sie ist wie ein Sucher, ein Magnet, der das an sich reißt, was du dir wünschst. Konzentriere dich auf den Eisernen und auf den Platz, wo er sich befindet, dann kann nichts schief laufen. Ich schaffe es nicht, die

Hemmschwelle zu überschreiten, aber mit dir hat Serena, falls sie hinter allem steckt, nicht gerechnet.«

»Das hätte sie doch müssen, nach unserer ersten Begegnung mit ihr«, sagte Suko.

Myxin lächelte. »Vielleicht sieht sie nur Kara und mich. Menschen stellen für sie keine Gegner dar. Sie glaubt, allen anderen überlegen zu sein. Du verstehst?«

»Allerdings.«

Ich hielt die Maske mit beiden Händen fest. Als Myxin mir zunickte, verstand ich das Zeichen und setzte sie auf. Ich drückte sie leicht gegen mein Gesicht, und sie hätte eigentlich fallen müssen, doch sie blieb auf der Haut als wäre sie festgeklebt worden.

Ich selbst spürte den leichten Druck, den sie hinterließ. Meine Arme sanken wieder herab.

Die Maske blieb auf meinem Gesicht.

Durch die relativ kleinen Augenschlitze war mein Sichtfeld begrenzt. Suko und Myxin erkannte ich noch, weil sie fast vor mir standen. Der kleine Magier dirigierte den Inspektor in meine unmittelbare Nähe. Fast berührten wir uns.

»Bist du bereit, John?« fragte Myxin.

»Ja.« Meine eigene Stimme kam mir dumpf vor. Sie klang auch fremd. Ich erinnerte mich an den Rat des Magiers. Suko legte seine Hände auf meine Schultern. Wir standen eng beieinander, damit die Magie uns beide erfaßte.

Schon bald merkte ich, daß sich etwas veränderte. Meinen Kopf durchströmte ein leichtes Brausen, als würde ich irgendwo in der Nähe des Strandes hocken und dem Rauschen der Wellen zuhören.

Myxin hatte sich auf die Aktivierung der Steine konzentriert. Ihr roter Glanz schimmerte auch durch die Augenschlitze.

Zwei Magien trafen zusammen.

Beide sehr stark und beide nicht gegensätzlich. Ich dachte an den Eisernen Engel, suchte ihn auf der gedanklichen Ebene und merkte, daß sich mein Geist öffnete.

Nicht mit den Augen, dennoch überkam mich der Eindruck, tief in die Zeiten hineinblicken zu können. Es war ein Gefühl, das sich nicht beschreiben läßt. Man muß schon große Worte wählen, um in etwa in die Nähe zu gelangen.

Einswerden mit dem Kosmos, dem gesamten Kreislauf der Welt, das war es, was mich beherrschte.

Mein eigener Körper spielte dabei kaum eine Rolle. Er war vorhanden und doch weit von mir entfernt.

Andere Kräfte zerrten an mir. Sie schienen mir die Seele aus dem Körper lösen zu wollen.

Meine Gedanken aber suchten weiter. Mich interessierte allein der

Eiserne Engel. Ich wollte seine Spur finden, bevor sie sich irgendwo in der Unendlichkeit verlor.

Durch die Augenschlitze drang noch immer die Farbe der aktivierten Steine, ein Beweis, daß wir uns im Zentrum befanden. Aber mein Geist reiste durch die Zeiten.

Ich kam mir zweigeteilt vor, obwohl ich noch Kontakt mit dem Boden besaß.

Dann war es vorbei.

Jemand hatte mir einen innerlichen Schub gegeben. Plötzlich wußte ich nicht mehr, wo oben oder unten war.

Ich flog und flog…

Welten öffneten sich mir, und ich hatte Mühe, mich auf den Eisernen Engel zu konzentrieren.

Ich suchte, forschte nach seinen Strömen, erlebte plötzlich ein Inferno an Farben, das ebenso schnell verschwand, wie es aufgeflammt war. Nun schaffte ich es, die Gedanken des Eisernen aufzunehmen.

Ja, ich hatte ihn gefunden.

Doch es waren keine fröhlichen oder optimistischen Gedanken, keine Freude über die Heimkehr. Eher Trauer und Verzweiflung.

Wie mochte es ihm ergangen sein? Und konnte ich es schaffen, ihm zu helfen…?

***

Carl Lidholm fiel von einem Schreck in den anderen. Was sich da vor seinen Augen abspielte, konnte er nicht fassen. Aus dem Boden des Toten Landes kroch eine Gestalt.

Eine Frau…

Sie sah aus wie ein Mensch, trotzdem konnte sich Carl nicht vorstellen, daß sie zu seiner Rasse gehörte. Tief in ihrem Inneren mußte sie eine andere sein.

Sicherheitshalber ging er zwei Schritte zurück. Er dachte daran, daß er Kugeln gegen diese Person abgefeuert hatte und überlegte schon, wie sie sich rächen würde.

Sie stieg immer höher. Wie ein vor langer Zeit im Sumpf Versunkener, den das Moor erst nach Jahren wieder freigab.

Nur war sie weder schmutzig oder verschlammt. Das gelbe Haar zeigte einen Mittelscheitel. Die Farbe der Augen war kaum zu deuten, sie wirkte allerdings sehr blaß. Eine etwas knochige Nase teilte das Gesicht in zwei Hälften. Hinzu kam der Mund mit den schmalen Lippen, das längliche Kinn, der ein wenig sehnige Hals.

Eine direkte Schönheit war diese Person nicht. Dafür besaß sie einfach zu wenig Frauliches.

Ihr Körper wurde von einem orangefarbenen Kleidungsstück umhüllt.

Der Zweiteiler bestand aus einer Jacke und einer sehr engen Hose. Die Ärmel waren bis zu den Ellenbogen hochgeschoben, das Gesicht blieb bewegungslos, der Blick der Augen, scharf wie Messer, auf Lidholm gerichtet.

Der Schwede hatte sein Gewehr angehoben. Er zielte auf die Gestalt, obwohl er sicher war, daß auch eine dritte Kugel bei dieser unheimlichen Person nichts ausrichten würde.

Auf der einen Seite die Pyramide mit dem ungewöhnlichen Engel, auf der anderen die Frau.

Das paßte einfach nicht zusammen, obwohl der Schwede davon ausging, daß die beiden in einem unmittelbaren Zusammenhang standen. Die Unbekannte hatte die Erde jetzt verlassen. Sie stand vor Lidholm, dessen Blick auf einen schmalen Gürtel in der Taille fiel.

Dort hing an der Vorderseite ein kleiner Kasten, mehr schon eine Schatulle mit einem viereckigen Deckel als Abschluß.

Es war Zeit vergangen, und Lidholm hatte sich wieder einigermaßen fangen können. Er fand auch die Sprache zurück, als er sich rauh und flüsternd erkundigte: »Wer bist du?«

Sie gab keine Antwort. Dafür setzte sie sich in Bewegung und ging auf Lidholm zu.

»B… bleib stehen!«

Die Unbekannte kümmerte sich nicht um den Befehl. Sie besaß einen leichten Gang. Auf Lidholm wirkte er so, als würde die Frau über dem Boden schweben.

Was sollte er tun? Noch einmal versuchen, sie durch einen gezielten Schuß in die Brust zu stoppen?

Nein, das hätte keinen Sinn gehabt. Diese aus der Erde stammende Person war kugelfest. Dennoch blieb die Mündung auf sie gerichtet.

Lidholm war nicht in der Lage, das Gewehr zu bewegen.

Dann stieß sie gegen die Waffe. Für einen Moment verkrampfte sich der Mann. Fast hätte er auch geschossen, sie aber bewegte nur die Hand und drückte die Mündung zur Seite.

Lidholm atmete zischend aus. Der kräftige, hochgewachsene Mann fühlte sich am Ende seiner körperlichen und seelischen Kraft.

Er rechnete damit, daß die Frau ihn passieren würde, aber sie blieb stehen und sprach ihn zu seiner Überraschung sogar an.

Was sie sagte, stürzte ihn erneut in einen nie gekannten Zweifel.

»Möchtest du sterben und dennoch ewig leben?«

Carl glaubte, sich verhört zu haben. Er antwortete mit einem Grinsen, dann schüttelte er den Kopf.

»Du willst es nicht?«

»Wie… wie meinst du das?« Endlich konnte er eine Frage stellen.

»Ich besitze die Macht, dich so lange am Leben zu lassen, wie du willst, mein Freund.«

»Nein, das geht nicht!« Jetzt klang seine Stimme schrill. »Das kann nur einer, nur…«

»Ich auch!«

Er schloß die Augen, schüttelte den Kopf, starrte wenig später wieder auf die Frau und sah, daß sie das Kästchen von ihrem Gürtel gelöst hatte. Es lag jetzt auf ihrer linken Handfläche. »Du hast Glück gehabt, daß du gerade zu diesem Zeitpunkt hier bist. Eigentlich hätte dieses Gebiet menschenleer sein müssen. Ich gebe dir die große Chance, deine Wahl zu treffen. Willst du so lange leben, wie ich es will, oder möchtest du sterben?«

»Wieso sterben?«

Ihre Antwort klang kalt. »Weil ich dich dann umbringen muß, so einfach ist es. Wer sich nicht auf meine Seite stellt…«

»Wie meinen Hund, nicht?«

»Ja!«

Als er die Antwort vernahm, riß bei ihm der Faden. Carl Lidholm hatte an dem Tier gehangen, es war sein bester Freund gewesen.

»Nein, ich werde dich…« Er redete nicht mehr weiter, hob das Gewehr an und schmetterte den langen Lauf voller Wucht auf den gescheitelten Schädel der Frau.

Sie hätte in die Knie sinken oder umkippen müssen, wenn sie normal gewesen wäre, aber sie blieb stehen wie ein Felsblock. Der Lauf schnellte in der Gegenreaktion wieder zurück und hätte beinahe noch das Gesicht des Schweden getroffen.

Keuchend ging er einige Schritte nach hinten. Er konnte es nicht begreifen und las von den Lippen der Unbekannten das kalte Lächeln ab. »Wer, zum Teufel, bist du?« ächzte er. »Wer? Hast du einen Namen?«

»Ich heiße Serena.«

Damit konnte Carl nichts anfangen. Sie redete in seiner Sprache, was ihn auch wunderte. »Und… und wo kommst du her?«

»Aus der Vergangenheit!«

Fast hätte Carl Lidholm laut losgelacht. Die Antwort amüsierte ihn zu sehr. Wie sollte jemand aus der Vergangenheit kommen? Er mußte doch längst tot sein. Lidholm blieb jedoch ernst. »Aha, und wie weiter? Aus welcher Vergangenheit?«

»Atlantis!«

Der Schwede erbleichte. In diesem Moment kam er sich auf den Arm genommen vor. Natürlich hatte er von diesem Land gehört.

Für ihn war Atlantis ein Märchen, eine Welt, die es nicht mehr gab.

Spinner glaubten daran, Typen, die in anderen Welten lebten und sich irgendwelchen Käse erzählten. Ein normaler Mensch lachte darüber.

Es war nur seltsam, daß Carl Lidholm, der sich als normal

betrachtete, darüber nicht lachen konnte. Im Gegenteil, er war ziemlich still geworden.

»Hast du es verstanden?«

»Ja, ja, du stammst aus Atlantis, einem Land, das es überhaupt nicht gibt.«

Serena hob die Schultern. »Das ist deine Meinung. Schau dich um. Du siehst eine gläserne Pyramide, in ihrem Innern ein Wrack, das einmal der Eiserne Engel gewesen war. Auch er stammt von diesem Kontinent ab. Er hat, wie ich, die große Katastrophe überlebt. Viele sind davongekommen. Besonders die Mächtigen und Wissenden.«

»Das kann ich trotzdem nicht glauben!«

»Ich überlasse es dir. Vergiß nicht, daß ich dir eine gewisse Wahl gelassen habe. Willst du auf meinen Vorschlag eingehen und dein Leben so lange fortsetzen können wie…«

»Das ist Unsinn!«

»Nein, ich gebe dir die Chance!«

»Und wie?« Er lachte. »Etwa auch durch Atlantis?«

»Indirekt schon. Ich befinde mich im Besitz einer Salbe. Wenn ich dich damit einreibe, werde ich dein Altern, deinen Tod und auch deine Verwesung stoppen können.«

Serena hatte Carl Lidholm bisher viel erzählt. Die letzte Behauptung schlug dem Faß den Boden aus. »Du… du willst dich in die Schöpfung einmischen?« flüsterte er. »In den Kreislauf der Natur? Du willst dir das nehmen, was allein dem Allmächtigen zusteht?«

»Ich habe es mir bereits genommen!«

»Nein, das ist zuviel!«

In ihren glanzlosen Augen loderte ein gelbes Feuer. Nicht strahlend wie kleine Sonnen, eher matt, aber dennoch war dieser Ausdruck für den Schweden eine Warnung. »Entscheide dich!«

Carl Lidholm nickte heftig. »Das habe ich bereits. Ich habe mich entschieden. Und zwar gegen dich und dafür. Du hast mir den Freund genommen! Ich werde dich…«

Dann schoß er.

Dreimal drückte er ab. Die Frau war nicht zu verfehlen, und die Kugeln hämmerten gegen ihren Körper, aber sie spritzten ab wie Erbsen und hinterließen nicht einmal Schrammen.

Damit hatte er eigentlich nach dem Gespräch rechnen müssen.

Diese Person hatte es nicht nötig, zu lügen oder zu bluffen. Die wußte genau, was sie wollte.

Die Echos der Schüsse waren verklungen. Das harte Gesicht der Frau verzog sich zu einem kalten Lächeln. »Na, soll ich dir noch einen weiteren Beweis geben?«

Lidholm schüttelte den Kopf. Er kam sich vor, als würde er selbst neben sich stehen und alles andere wie einen Traum erleben.

»Es ist die Salbe«, erklärte Serena. »Ich habe mich damit eingerieben. Ich kann meinen Tod bestimmen. Ich kann sagen, wann ich nicht mehr will. Das alles solltest du wissen. Du aber hast dich gegen mich gestellt. Dafür wirst du büßen!«

Sie ging wieder auf ihn zu.

»Was hast du vor? Was willst du?«

»Deinen Tod!«

»Wieso ich…?«

Da hatte sie ihn erreicht. Sie war kleiner und schmaler als der Schwede, der trotzdem gegen die Kraft dieser Frau nicht die Spur einer Chance besaß.

Blitzschnell packte sie zu.

Carl wollte noch zur Seite tauchen, er war viel zu langsam. Die Hand dieser Person erinnerte ihn an eine Eisenklammer. Sie war auf seine Kehle zugeschnellt und hielt diese umfangen, als wäre sie an der dünnen Halshaut festgewachsen.

Serena drückte ihn zurück. Carl merkte nicht, daß er seine Waffe fallenließ. Er lief rot an, die Augen traten ihm fast aus den Höhlen, und er erinnerte sich an die Szene, als Serena aus der Erde gekommen und seinen Hund erwürgt hatte.

Das gleiche Schicksal stand auch ihm bevor.

Dennoch bäumte er sich auf. Wild schlug und trat er um sich, erwischte die Frau auch, nur schaffte er es nicht, sie auszuschalten. Sie ging einfach vor und schob ihn weiter.

Serena hatte die Richtung der Pyramide eingeschlagen. Carl Lidholm konnte seinen Kopf nicht drehen, das Gefühl aber sagte ihm, daß er sich in der Nähe befinden mußte.

Er hatte sich nicht geirrt. Plötzlich spürte er einen Hauch, fast einen Widerstand.

Dann war er hindurch.

Er stolperte, fiel fast über seine eigenen Beine. Das Gesicht der Frau verschwamm vor seinen Augen. Der Kopf war um das Zweifache gewachsen, überall dröhnte und hämmerte es. Das Blut wirkte in seinem Schädel wie ein mit zähem Schlamm gefülltes Flußbett, das zudem noch drückte und die Schmerzen verstärkte.

Sah so das Ende aus?

Da fiel Carl Lidholm nach hinten!

Erst als er mit dem Rücken auf den Boden schlug, wurde ihm bewußt, daß er sich nicht mehr im Griff dieser verdammten Frau befand und auch wieder atmen konnte.

Jetzt stand sie vor ihm. Sein Blick war getrübt, so daß er sie nur mehr als verschwommen wirkendes Gespenst sah. Sie stand auch nicht gerade, bewegte sich schwankend von einer Seite zur anderen.

Nur allmählich klärte sich sein Blick.

Lidholms Hals schmerzte, als würde ein Ring aus Feuer um ihn liegen. Er brannte sich tief in die Haut ein. Bei jedem Atemholen glaubte er, ersticken zu müssen. Seine Füße zuckten, und er hatte dabei den Eindruck, auf einem schwammigen Boden zu liegen.

Wenn er nach oben starrte, sah er das spitze Dach der Pyramide.

Es schimmerte leicht grünlich, als wäre dort angefärbtes Wasser zu einer festen Masse gefroren worden.

Sie hatte versprochen, ihn zu töten, aber er lebte noch und erkundigte sich nach dem Grund.

Serena amüsierte sich über den Klang seiner Stimme. »Es gibt Menschen, die haben Glück. Es kann sein, daß du noch einmal wichtig für mich wirst. Du kennst dich hier aus. Vielleicht wirst du mich noch führen müssen, denn ich habe mir dieses Gebiet hier ausgesucht.«

Carl wollte nach dem Grund fragen, er traute sich jedoch nicht.

Zudem bereitete ihm das Sprechen große Mühe.

Aber neben ihm, zwei Armlängen entfernt, stand der Engel. Carl konnte ihn sehen, wenn er sich nach links wälzte. Es gelang ihm mit großer Mühe. Serena ließ ihn auch in Ruhe, sie wartete ab, bis der Blick des Mannes den Körper des Eisernen abgetastet hatte.

Zum erstenmal sah Lidholm den Eisernen bewußt aus der Nähe.

Jetzt stellte er fest, daß dieser ungewöhnliche Mensch nicht auf dem Boden stand, sondern bis zu den Knien eingesunken war.

Er steckte im Boden wie in einem Sumpf, der aufgehört hatte, sein Opfer in die Tiefe zu zerren.

Eine stolze Gestalt, sehr mächtig, sehr kräftig – das alles mußte er einmal gewesen sein.

Zurückgeblieben war davon kaum etwas. Die Größe war nicht verändert worden, dennoch machte er den Eindruck einer verdammt traurigen Gestalt. Seine Schultern, sicherlich breit, auch irgendwie eckig, waren zusammengesunken und hingen ebenso wie die Arme. Nur bei ihnen berührten die Hände den Boden. Bis zu den Fingern steckten sie in der Masse, die in der Pyramide wie ein grünbrauner Sumpf wirkte.

Das Tote Land hatte seinem Namen alle Ehre gemacht. Hier konnte sich nur derjenige wohl fühlen, der den Tod liebte und das Leben auf der Erde verabscheute, wie eben diese Serena.

Das Gesicht des Engels zeigte eine gewisse Verzweiflung. Nichts war mehr geblieben von einem stolzen Ausdruck, wie ihn manche Könige und Kaiser zur Schau trugen.

Die dunklen Augen lagen in den Höhlen und wirkten müde sowie deprimiert. Der Eiserne besaß nicht mehr die Kraft, sich aus seiner Lage zu befreien. Man hatte ihn fertiggemacht.

Das Schwert steckte in der Scheide. Es war nicht mehr als nur Makulatur. Erst jetzt erkannte der Schwede, daß die Gestalt nicht

ruhig im Boden steckte. Sie zitterte, als würden kleine Stromstöße durch den Körper schießen.

Die dumpfen Schritte der Frau drangen an Lidholms Ohren. Serena kam wieder näher. Sie blieb stehen und nickte dem Eisernen zu, obwohl sie mit Lidholm sprach.

»Da siehst du, was von einer Kreatur übrig bleibt, die nicht das tut, was ich verlange. Ich habe ihn vor weit mehr als 10.000 Jahren kennengelernt. Da hatte er noch eine gewisse Macht besessen, als Anführer der Vogelmenschen. Doch jetzt habe ich ihm gezeigt, wie es ist, wenn die Vögel tot vom Himmel regnen. Er hat es gesehen und konnte nichts, aber auch gar nichts dagegen tun. Er hat versucht, sich aufzubäumen, hat immer wieder nach Möglichkeiten für eine Flucht gesucht. Es ist ihm auch gelungen, aus meiner Dimension zu entwischen, mehr aber geschah nicht. Ich holte ihn sehr schnell wieder ein, denn die Pyramide des Wissens, auf die er baute, hat längst ihre Macht verloren. Er merkte nicht, daß ich ihn ließ und ihn dabei an der langen Leine führte. Jetzt befindet er sich auch hier in meiner Hand.«

Carl Lidholm hatte genau zugehört. Ihm ging es wieder gut. Die Luft in der Pyramide war besser, einfach klarer. Er traute sich auch, eine Frage zu stellen.

»Was hat er dir getan?«

»Er gehorchte mir nicht!« lautete die lakonische Antwort.

Lidholm war überrascht. Er gehörte zu den Menschen, denen Freiheit über alles ging. »Was soll das bedeuten? Gehorchte mir nicht. Das ist doch Unsinn, verflucht.«

»Nein!«

»Niemand ist des anderen Leibeigener!«

»Bei dir vielleicht, aber ich habe andere Gesetze erlassen. Er sollte mir gehorchen, sollte tun, was ich wollte, er hat sich geweigert, da habe ich ihn fertiggemacht.« Sie sprach besonders den letzten Satz voller Genugtuung aus.

Und der Engel gab keinen Kommentar ab. Er steckte bis zu den Knien im Boden, bewegte sich nicht, ließ die Sätze apathisch über sich ergehen und hob nicht einmal einen Arm zur Abwehr, als Serena auf ihn zuschritt. »Ich werde dir zeigen, was ich mit ihm machen kann. Schau ihn dir genau an, dieses Wrack.«

Sie griff zu. Wieder benötigte sie nur eine Hand. Mit den Fingern umklammerte sie den rechten Arm des Eisernen in Ellbogenhöhe.

Ein kurzer Ruck reichte aus.

Mit einer nahezu spielerisch anmutenden Bewegung zog sie den schweren Körper aus der Erde.

Carl Lidholm bekam große Augen. Diese mächtige, wie aus Eisen geformte Gestalt, wehrte sich nicht. Sie war in den Fingern der Frau

zu Wachs geworden.
Noch ein Ruck, und der Eiserne hatte den Boden verlassen. Er war größer als die Frau, aber ihre Kräfte überstiegen die seinen bei weitem. Mit einer lässigen Bewegung schleuderte Serena den Eisernen wieder zu Boden. Auf der Seite blieb er liegen.
»Was sagst du?«
Carl Lidholm wußte nicht, was er antworten sollte. Schließlich fiel ihm eine Frage ein. »Hast du auch ihn mit deiner Lebenssalbe eingerieben?«
»Ich wollte es, aber er war so dumm, mir diesen Wunsch abzuschlagen. Statt dessen dachte er an Flucht. Ich habe ihn fliehen lassen, aber stets unter Kontrolle behalten. Jetzt befindet er sich hier, in einem Gebiet, das sich Totes Land nennt. Und hier wird er auch sein Grab erhalten. Ich werde ihn töten.«
»Aber wie…?«
»Schau auf seine Seite. Dort siehst du das Schwert des Engels. Einst eine gefürchtete Waffe, aber jetzt ist sie leer. Wenn er nicht mehr ist, werde ich mich um die Flammenden Steine kümmern. Damals hat mir der Dämon Magico den Weg zu ihnen gewiesen. Ich hätte es fast geschafft, doch die Zeit war noch nicht reif. Das hat sich nun geändert. Nach dem Tod des Eisernen werde ich die Steine ebenfalls zerstören und mit ihnen die beiden, die sie behüten.«
Sie konnte sagen, was sie wollte. Carl Lidholm begriff sie nicht.
Die Worte waren einfach an ihm vorbeigesprochen. Den Eisernen kannte er, doch von den Flammenden Steinen hatte er nie etwas gehört.
Serena bückte sich wieder und faßte den Engel an. Sie zerrte ihn am Handgelenk haltend in die Höhe.
In einer Schräglage blieb er liegen. Und so wurde er auch durch die Pyramide gezogen.
Lidholm tat der Engel leid. Aber er konnte nichts dagegen tun.
Diese gelbhaarige Person aus einer fernen Zeit war ihm einfach über. Sie hatte sehr lange gebraucht, um ihren Racheplan zu schmieden. Jetzt wollte sie ihn in die Tat umsetzen.
Wieder begann der Schwede zu staunen. Ohne daß die Wand der Pyramide die beiden aufgehalten hätte, verließen sie diesen übergroßen, dreieckigen Körper.
Auch vor ihm schleifte Serena den Eisernen noch über den Boden.
Was hätte seine Niederlage besser dokumentieren können, als diese Haltung und Wehrlosigkeit?
Lidholm hatte die Schritte der Frau mitgezählt. Nach etwa zehn Metern stoppte sie, ließ den Engel los, der auf der Stelle zusammensank und wie ein Häufchen Elend liegenblieb.
Serena drehte sich um. Das Grinsen, mit dem sie in die Pyramide

hineinschaute, wirkte grausam.

Carl Lidholm gehörte zu den Menschen, die es sich zur Aufgabe gemacht hatten, die Natur zu schützen. Dazu gehörte nicht nur die Fauna und Flora, das menschliche Leben stand bei ihm an erster Stelle.

Auch wenn der Engel nicht im eigentlichen Sinne zu den Menschen zählte, so war er doch eine lebende Kreatur. Lidholm wollte nicht, daß er getötet wurde.

Er stand auf. Carl gehörte zu den gesunden Menschen, die Würgezeit hatte er überwunden, Nachwirkungen spürte er auch keine mehr, und der Kreislauf war ebenfalls stabil geblieben.

Noch setzte er sich nicht in Bewegung. Sein Blick glitt durch die dünne Wand der Pyramide. Er wollte alles mitbekommen und sah auch, daß sich Serena gebückt hatte.

Zielsicher griff sie nach dem Schwert des Eisernen und zog die Waffe mit einem glatten Zug aus der Scheide.

Lidholm erstarrte vor Schreck. Er schüttelte den Kopf, weil er nicht fassen konnte, daß diese Person ihr Mordvorhaben in die Tat umsetzen wollte.

»Das… das kannst du doch nicht machen!« sagte er stotternd und schluckte einige Male. »Verdammt!« schrie er dann. »Bist du wahnsinnig. Du kannst ihn nicht töten. Das darfst du nicht, nein!«

Erst bei den letzten Worten hatte er sich in Bewegung gesetzt und nahm den gleichen Weg wie zuvor Serena mit ihrem Opfer. Er stolperte durch die Pyramide. Sein Gesicht war verzerrt. Angst und Hoffnung wechselten sich gegenseitig ab. Lidholm hielt die Arme ausgestreckt, als könnte er schon jetzt nach ihnen fassen.

Da passierte es.

Carl Lidholm gelang nicht das, was den beiden gelungen war. Für ihn öffnete sich die Pyramide nicht.

Zuerst mit den Armen und dann mit dem Körper schlug er gegen die kaum erkennbare, dünne, aber sehr, sehr widerstandsfähige Wand. Durch den Schwung waren die Arme geknickt wie Streichhölzer. Er stieß sich ab, hob die Arme und trommelte mit beiden Fäusten gegen das Hindernis.

Ob das Geräusch von Serena gehört worden war, konnte er nicht sagen. Jedenfalls drehte sie sich um.

»Neiinnnn!« brüllte er.

Sie lachte und hob das Schwert. Mit dem Fuß trat sie gegen den regungslos daliegenden Engel, hob ihn mit einer leicht wirkenden Bewegung kurz an und sorgte dafür, das der Engel auf den Bauch rollte und sein Nacken frei vor ihr lag.

Wieder brüllte Carl auf.

Serena aber hob das Schwert.

Genau in dem Augenblick geschah es. An der rechten Seite zwischen der Pyramide und den beiden Gestalten begann die Luft zu flimmern. Sie wirkte wie eine Spirale, aus der sich noch in der gleichen Sekunde eine Gestalt hervorschälte.

Eine Frau im langen, blauen Kleid. Ihre Haare wehten im Wind, und sie hielt ein Schwert mit goldener Klinge in der rechten Hand.

Kara war da!

***

Bill Conolly schielte auf die Whiskyflasche. Er war fast soweit, sie zu leeren, seinen Kummer in Alkohol zu ertränken, doch der Wille siegte über das Gefühl.

Es brachte überhaupt nichts, wenn er sich betrank. Sollte jemand aus der Klinik anrufen, mußte er nüchtern sein. Betrunken konnte er nicht fahren. So ließ er es bleiben.

Bill hielt es im Wohnraum nicht mehr aus. Obwohl das Zimmer mehr als geräumig war, hatte er das Gefühl, in einem Verlies zu stecken, in dem ihm die Decke fast auf den Kopf fiel.

Er stand auf, verließ den Raum und ging dorthin, wo die beiden anderen Bewohner des Hauses zusammen waren.

Johnny, Bills Sohn, und Nadine, die Wölfin mit der menschlichen Seele. Es hatte sie ebenfalls erwischt. Ein Messerstich war tief in ihre Flanke gedrungen, hatte aber glücklicherweise keine lebenswichtigen Organe ausgeschaltet. Mit einem Verband um den Körper lag sie neben Johnnys Bett. Der Junge selbst hockte am Schreibtisch und brütete über seinen Hausaufgaben. Als Bill das Zimmer betrat, schreckte er zusammen und drehte sich um.

Der Reporter versuchte zu lächeln. Johnny sollte nicht merken, wie mies er sich fühlte.

»Wie geht es, Mum?«

»Ganz gut, sagen die Ärzte.«

Johnny atmete durch die Nase. »Lügst du mich auch nicht an, Dad? Du weißt doch, du kannst es mir sagen…«

»Das stimmt, Junge, ich weiß es. Aber ihr geht es tatsächlich den Umständen entsprechend gut.« Er legte seine Hand auf Johnnys Schultern. »Mummy hat sogar gesprochen.«

Plötzlich leuchteten seine Augen. »Was hat sie? Gesprochen – was erzählt? Hat sie nach mir gefragt?«

Bill griff zu einer Notlüge. »Nach uns, Johnny. Sie hat sich nach uns beiden erkundigt.«

»Dad, Dad…« Jetzt schluckte er und griff nach Bills Hand. »Was … was hast du ihr gesagt?«

»Daß wir uns freuen würden, wenn sie wieder so schnell wie möglich bei uns ist.«

»Und weiter?«
»Sie hat versprochen, uns den Wunsch zu erfüllen. Mummy will wieder gesund werden.«
Johnny preßte die Lippen hart zusammen und nickte. Er wollte jetzt nicht weinen, obwohl es ihm heiß die Kehle hochstieg.
Bill warf einen Blick auf das leere Hausaufgabenheft. »Hast du nichts geschafft?«
»Ich… ich kann nicht, Dad.«
»Verstehe. Was ist es denn?«
»Latein und Mathematik. Ich bin so durcheinander. Ich habe nichts mehr behalten. In der Schule mußte ich fortwährend an Mummy denken. Kannst du das verstehen?«
»Und ob, mein Junge.«
»Was soll ich denn jetzt machen?«
Bill winkte ab. »Laß die Aufgaben sein! Ich werde mit deinen Lehrern sprechen. Heute abend rufe ich an.«
»Danke, Dad.« Er kam wieder auf seine Mutter zu sprechen. »Was hat Mummy denn noch gesagt?«
Bill konnte ihm unmöglich die Wahrheit erzählen. Johnny hätte die Aussagen auch nicht begriffen. Deshalb wich er mit seiner Antwort aus. »Sie war einfach zu schwach, verstehst du?«
»Nein, Dad.«
»Deine Mutter schlief wieder ein. Wenn jemand so schwer verletzt ist, dann strengt es ihn ungemein an, wenn er reden muß. Jedes Wort kostet Überwindung.«
Johnny nickte. Er hatte der Erklärung seines Vaters sehr genau zugehört. »Aber ich kann doch mal mit zu ihr – oder?«
»Klar.« Bill gab seiner Stimme einen jovialen Klang. »In einigen Tagen sicherlich.«
»Darauf freue ich mich. Am Wochenende?« Er wollte jetzt schon eine genaue Zeit wissen.
»Bestimmt.«
»Gut, Dad, ich…«
Bill wechselte das Thema. »Was ist mit Nadine? Hast du auf sie achtgegeben?«
»Ja, ich streichle sie immer.«
»Das mußt du auch, es tut ihr gut.«
Johnny lächelte. »Sie wird ebenso gesund werden wie Mummy. Komisch, beide sind mit einem Messer…«
»Bitte, Johnny, daran solltest du nicht denken. Die Dinge sind gelaufen. Sie wird auch nicht zurückkehren, diese schlimme Täterin.«
Das Wort Mörderin verschluckte Bill.
Dafür hörte er das Telefon. Vater und Sohn zuckten zusammen.
»Das ist bestimmt das Krankenhaus, Dad.«

»Kann sein.«
Bill lief in den Flur. Johnny verfolgte ihn. Der Junge hatte sich nicht geirrt. Er was tatsächlich Dr. Cendric, der angerufen hatte. Seine Stimme klang übermüdet. »Ihre Frau, Mr. Conolly…«
»Ja, ja… was ist mit ihr?«
»Keine Sorge, sie lebt. Aber sie hat geredet, verstehen Sie? Wieder einige Worte.«
»Muß ich kommen?«
»Ja, das wäre besser, denn sie hat auch Ihren Namen ausgesprochen. Sie will Sie sehen.«
Bill schluckte. Wie sich das anhörte. Sie will mich also sehen, dachte er. Noch einmal, bevor…
»Hallo, Mr. Conolly. Sind Sie noch dran?«
»Natürlich.« Bill räusperte sich. »Entschuldigen Sie, ich dachte nur, daß meine Frau…«
»Ich kann mir vorstellen, was Sie gedacht haben, aber so ist es nicht. Mich beginnt der Fall zu interessieren. Da ich Junggeselle bin, bleibe ich im Krankenhaus und schlafe hier auch. Ich möchte gern erleben, wie das mit Ihrer Frau weitergeht.«
»Danke, Doktor.«
»Dad, was ist denn geschehen? Weshalb sollen wir sofort kommen?«
Bill griff schon zur Jacke. »Okay, du kannst mitfahren.«
»Aber Mummy…«
»Keine Sorge, Johnny. Mummy geht es gut. Sie hat wieder gesprochen.«
Die Augen des Jungen strahlten plötzlich. »Klasse, Dad. Dann wird sie vielleicht auch mit uns reden.«
»Das kann sein.«
Bill schloß die Haustür ab und schaltete die Alarmanlage ein. Jetzt war er einigermaßen gesichert. Er gratulierte sich auch jetzt zu seinem Entschluß, keinen Tropfen Alkohol getrunken zu haben. Der Alkohol war schlimm. Wenn man feierte – okay, aber er selbst löste überhaupt keine Probleme.
Während der Fahrt sprach Bill so gut wie kein Wort. Auch Johnny merkte, daß es besser war, wenn er seinen Vater nicht ansprach. Bis zum St. Stephan's Hospital war es nicht sehr weit. Zudem kannte Bill die Strecke schon im Schlaf.
Diesmal wäre er fast in einen kleinen Stau geraten, konnte ihm im letzten Augenblick ausweichen. Er war gespannt, was ihm Sheila zu berichten oder bereits auf Band gesprochen hatte. Ob es wieder mit dem Eisernen zusammenhing?
Wenn ja, dann hätte eigentlich John Sinclair Bescheid wissen müssen. Bill nahm den Hörer des Autotelefons ab, als er an einer Ampel stoppte. Im Büro meldeten sich weder John noch Suko. Glenda

Perkins war aufgelöst. Sie hatte auch schon einige Male versucht, die beiden zu erreichen.

»Dann sind Sie überhaupt nicht gekommen?« fragte Bill.

»So ist es. – Wo können Sie denn sein?«

»Ich weiß es nicht, Glenda, aber es kann mit Sheila zusammenhängen und auch dem Eisernen Engel. Es ist nur eine Vermutung. Ich bin auf dem Weg ins Krankenhaus, um mit Sheila zu sprechen. Sie muß Verbindung mit dem Engel gehabt haben.«

»Wie ist das möglich?«

»Das weiß ich auch nicht. Ich melde mich wieder.« Bill legte auf und startete rasant.

»Ist Onkel John verschwunden?« erkundigte sich Johnny.

»Ja – leider.«

»Und was jetzt?«

»Nichts, wir werden sehen.«

»Was hast du von dem Engel gesagt?«

»Bitte, Johnny, ich kann dich verstehen, daß dir zahlreiche Fragen auf dem Herzen liegen. Aber schluck sie einfach runter, das ist besser. Noch müssen wir achtgeben.«

»Klar, Dad.«

Der Reporter zog den Wagen in eine Linkskurve. An der linken Seite lag auch der Komplex des Hospitals. Parkplätze waren auf dem Gelände vorhanden.

Bill hatte den Wagen kaum abgestellt, als er auch schon ausstieg.

Sein Sohn war ebenso schnell. Johnny war in der letzten Zeit ziemlich gewachsen. Ein netter Kerl mit dunkelblonden Haaren, etwas schlaksig, aber das waren fast alle Jungen in seinem Alter.

Den Weg kannte Bill im Schlaf. Auch ihn kannte man. An der Anmeldung winkte man ihm zu. »Sie möchten bitte sofort hochfahren zu Dr. Cendric«, wurde ihm mitgeteilt.

»Okay, danke.«

Zum Glück war der Lift frei. Als sich seine Tür schloß, spürte der Reporter wieder die Nervosität, die ihn gepackt hielt. Hatte wirklich alles geklappt, oder hatte es Schwierigkeiten gegeben? Man würde ihm sehr bald die Antwort geben.

Auch Johnny konnte seine Nervosität nicht verbergen, obwohl er zu Boden starrte und dabei versuchte, so ruhig wie möglich auszusehen. Das gelang ihm nicht so gut.

In der dritten Etage wandte sich Bill dorthin, wo die Zimmer der Ärzte lagen.

Dr. Cendric wartete auf dem Flur auf Vater und Sohn. Er zeigte sich über Johnnys Mitkommen etwas erstaunt.

»Das ist mein Sohn«, sagte Bill. »Bitte, Doktor, was ist jetzt mit meiner Frau?«

Der Arzt holte durch die Nase Luft. Er sah plötzlich sehr müde aus und auch geschafft.

Bill spürte die Hitze in sich hochsteigen. »Dr. Cendric, sagen Sie mir jetzt nicht, daß meine Frau…«

»Mr. Conolly, wir haben alles getan und sind auch noch dabei. Ein Spezialist für Herz und Kreislauf…«

Bill ging einen Schritt zurück. »Nein!« sagte er. Er wurde blaß wie nie zuvor.

Und Johnny fragte: »Mummy?« Seine Stimme klang wie ein leises Wimmern.

Dr. Cendric hob die Schultern. Er wollte nicht aussprechen, was er wußte und sagte es indirekt: »Wir haben die Maschinen noch nicht abgeschaltet, Mr. Conolly…«

***

»Laß es sein, Serena!«

Kara, die Schöne aus dem Totenreich stand zu weit entfernt, um rasch genug eingreifen zu können. Durch ihren Ruf und durch ihr überraschendes Auftauchen hatte sie dem Eisernen vielleicht noch eine letzte Chance geben können.

Noch schwebte das Schwert über seinem Kopf. Serena wirkte dabei wie eingefroren. Sie hatte den scharfen Befehl ebenfalls vernommen und verzog ihre dünnen Lippen zu einem kalten Lächeln, bevor sie sich umdrehte und das Schwert mitschwang.

»Du bist also gekommen!«

»Ja!«

Serena nickte. »Ich habe es mir denken können. Atlantis steckt in jedem von uns. Wir waren damals mächtig, wir sind es heute noch. Die Telekräfte lassen sich nicht ausschalten. Schade, Kara, ich hätte dir den Anblick gern erspart, obwohl ich dich nicht leiden kann.«

»Von welch einem Anblick sprichst du?«

»Vom Tod deines Geliebten!«

»Er ist nicht mein Geliebter.«

»Sag nur. Wechselst du nicht zwischen Myxin und ihm?«

»Hör auf. Du weißt sehr gut, welch einen Unsinn du da redest, Serena. Komm endlich zur Sache!«

Serena nickte. »Ich bin schon dabei. Schade, ich hatte gedacht, ihn vorher erledigen zu können, aber ich werde mich wohl um dich kümmern müssen.«

»Das glaube ich auch.«

»Schon einmal hast du versucht, mich zu töten, Kara. Du hast es nicht geschafft. Glaubst du wirklich, daß es heute besser klappt? Vergiß nicht, daß ich die Salbe besitze, mit der ich mich eingerieben habe. Ich kann leben, so lange wie ich will. Ich bin in der Lage,

meinen Tod selbst zu bestimmen, und ich bestimme über das Ableben anderer. Der Engel hat seine Chance gehabt, er hat sie nicht genutzt. Deshalb habe ich ihn zum Tode verurteilt.«

»Was hat er dir getan? Er ist dir gefolgt. Er hat sich auf deine Seite gestellt und seine Freunde verraten.«

»Er wollte die Stummen Götter erwecken.« Serena lachte. »Ich kann zwar viele Dinge, aber das ist selbst mir nicht gelungen. Die Götter bleiben stumm. Der Eiserne wird nicht mit seinen Vätern reden können. Er hatte mir nur geglaubt, der Narr.«

»Dann hättest du ihn laufenlassen können.«

»Nein, er besaß die Pyramide des Wissens. Sie ist auch für mich interessant.«

Kara warf einen Blick nach links, wo sich das dreieckige Gebilde vom Boden abhob. Sie konnte hineinschauen und sah den bärtigen Mann in ihrem Innern. Sie kannte ihn nicht, er mußte durch Zufall in diese Auseinandersetzung hineingeraten sein. »Weshalb haßt du den Engel?«

»Er wollte sich nicht auf meine Seite stellen. Als er merkte, daß ich geblufft hatte, drehte er durch und versuchte sogar, mich zu töten. Ich war stärker, du weißt ja, die Salbe. Ich hätte ihn damals schon vernichten können, das tat ich nicht, weil ich meine Rache genießen wollte. Er hat sich immer als sehr mächtig gefühlt, ich aber wollte ihm das Gegenteil beweisen und habe es auch geschafft. Er mußte einsehen, wie klein und begrenzt seine Macht letztendlich war. Auch die Pyramide des Wissens hat ihm nicht geholfen, denn ich konnte ihr das Wissen nehmen. Ich habe die alte Magie, die in ihr steckte, durch meine entfernt. Sie ist magisch wertlos geworden, man kann kaum noch etwas mit ihr anfangen. Ein nettes Transportmittel, aber das ist alles.«

»Hast du ihm auch seine Kräfte genommen?« fragte Kara.

Serena mußte laut lachen. »Natürlich. Schau ihn dir an, wie er daliegt. Er ist nicht mehr als ein Häufchen Elend. Er ist zu einer lächerlichen Figur degradiert worden. Er wollte sich nicht weiter auf meine Seite stellen und mir folgen, statt dessen dachte er an Flucht in seiner Pyramide. Seine letzten Kräfte hat er aufgezehrt, um dies zu erreichen. Er hatte die Pyramide lenken können, doch nicht damit gerechnet, daß ich jeden seiner Schritte unter Kontrolle hielt. Als er hier landete, war auch ich zur Stelle. Es ist der richtige Ort für ihn, um endgültig vernichtet zu werden.«

»Weshalb gerade hier?«

»Weil es das Tote Land ist.«

Die Schöne aus dem Totenreich hob die Schultern. »Das habe ich verstanden, aber nicht begriffen. Dieses Gebiet muß etwas Besonderes sein. Wenn ich mich umschaue, sehe ich nichts Blühendes. Alles ist

tot, verfault, als wäre hier ein Säureregen…«

»Du kommst der Sache schon näher, Kara. Dieses Gebiet ist nicht ohne Grund so geworden.«

»Hat es mit Atlantis zu tun?«

»Nicht direkt. Vor langer Zeit, das Land war so gut wie nicht besiedelt, stürzte hier jemand ab. Es war ein Sternenschiff, es brannte aus, verglaste und sank in die Erde hinab. Das Schiff wurde durch reine Magie angetrieben. Ich kenne das Volk selbst nicht, aber es hat auch in Atlantis seine Spuren hinterlassen und den Atlantern einige Geheimnisse mitgeteilt. Dieses Sternenvolk hat auch, soviel weiß ich, die Salbe erfunden. Es wußte, wie man überlebte. Ich habe die uralten Rezepte gefunden und bin zu dem Ort zurückgekehrt, wo ich möglicherweise noch Überreste dieses Volkes finden kann.«

»Gehst du davon aus, daß sie noch leben?«

»Vielleicht, ich werde suchen. Hier befindet sich eine Insel. Hier hat es nie eine richtige Vegetation gegeben. Die Menschen später wunderten sich darüber und suchen noch heute nach Erklärungen. Sie werden keine finden. Auch wenn sie die Wahrheit wüßten, wären sie viel zu arrogant, um sie zu akzeptieren.«

Kara nickte. »Das kann ich mir vorstellen. Sicher, ich kenne die Menschen ebenfalls.«

»Niemand wird uns beobachten. Wir sind unter uns. Beim Sterben ist jeder allein.« Serena kam einen Schritt näher. »Ich will dir noch etwas sagen, Kara. Wenn ich mit dir und dem Eisernen fertig bin, kümmere ich mich um die Flammenden Steine. Auch sie sollen unter meine Kontrolle geraten. Was ich damals begonnen habe, möchte ich heute vollenden. Sie sollen und werden mir gehören.«

»Da wird Myxin etwas dagegen haben.«

Lachend winkte sie ab. »Ist dieser kleine Magier ein Gegner für mich, Kara?«

»Kann sein.«

»Nein, ich werde ihn zerquetschen. Myxin ist nur eine Figur in diesem Spiel, und zwar eine lächerliche. Aber kommen wir zur Sache. Du hast den Engel für eine Weile gerettet. Ich werde mich mit dir beschäftigen, danach kommt er an die Reihe. Willst du dich stellen, Kara?«

»Deshalb bin ich gekommen!«

»Dann werden wir es auskämpfen!« Serena hielt das Beuteschwert des Eisernen mit beiden Händen umklammert.

Ihre Finger umspannten den Griff, als wollten sie ihn nie mehr loslassen. In ihren Augen funkelte es gelblich, doch auch in Karas Blick lag ein entschlossener Ausdruck. Sie wußte genau, daß es schwer werden würde, denn sie erinnerte sich daran, daß sie Serena schon einmal gegenübergestanden hatte.

Es war bei den *flaming stones* gewesen. Damals hatte sie auch das Schwert gegen Serena geführt, sie auch erwischt, aber nicht tödlich getroffen, ja, nicht einmal verletzt. Serena war von Kopf bis Fuß mit der Salbe eingerieben worden.

Kara war Realistin. Sie wußte auch, daß sie den Kampf normalerweise verlieren würde, doch sie konnte jetzt keinen Rückzieher machen. Irgendwie rechnete sie auch damit, daß Serena eine schwache Stelle hatte. Vielleicht gab es einen Punkt auf ihrem Körper, an dem sie verwundbar war.

Eine Hoffnung – mehr nicht…

Serena war sehr siegessicher. Das zeigten allein die Bewegungen, mit denen sie auf Kara zukam. Ihr Gesicht blieb kalt, eine Maske, der Mund zum Grinsen verzogen. Das gelbliche Funkeln blieb auch in ihren Augen. Sie machte den Eindruck wie jemand, der den Kampf schon gewonnen hatte.

Das Schwert des Engels besaß ein großes Gewicht. Nicht jeder konnte es führen.

Serena aber lächelte über diese Dinge nur. Ihr bereitete es Vergnügen, der Gegnerin zu zeigen, wie geschickt sie die Klinge führte. Sie fintierte, schlug sich ein und bewegte das Schwert mit fast tänzerisch anmutenden Bewegungen.

Der Eiserne Engel aber tat nichts. Bei der ersten Auseinandersetzung hatte er sich auf Serenas Seite geschlagen und mit seinem Schwert sogar Myxin bedroht.

Jetzt aber lag er halb aufgestützt am Boden, schaute nahezu apathisch an Serenas Rücken vorbei auf Kara, die er nicht mehr unterstützen konnte.

Auch die dunkelhaarige Frau hatte den Blick bemerkt. Ihr schauderte davor. So hatte sie den Eisernen noch nie zuvor erlebt. Es stand einfach zu schlimm um ihn. Sollte sie je aus dieser Lage herauskommen, würde es lange dauern, bis sich der Engel wieder erholt hatte.

Auch Kara nahm eine gespannte Haltung ein. Sie hatte ebenfalls beide Hände um den Schwertgriff gelegt. Wenn sie schlug, wollte sie Kraft in die Hiebe legen.

Die Arme etwas vorgestreckt und angewinkelt, dabei leicht breitbeinig, so stand sie da.

Und Serena kam.

Sie gab einen Schrei ab, als sie auf Kara zuhechtete. Es machte ihr nichts aus, daß sie dabei keine Technik einsetzte. Sie schlug mit ihrer Waffe schräg von oben nach unten. Kara gelang es, diesem Hieb auszuweichen. Die Klinge huschte an ihr vorbei, kratzte noch mit der Spitze über den Boden, hinterließ eine Furche, aber sonst nichts.

Kara schwang schon herum, und mit ihr die Waffe.

Sie traf.

Die goldene Klinge erwischte Serena am Rücken. Von der Schulter bis fast zum letzten Wirbel wurde sie getroffen. Die Kleidung riß wie dünnes Papier, und eigentlich hätte das Schwert im Körper verschwinden müssen, aber es prallte ab.

Wie damals hatte Kara das Gefühl, gegen einen harten Stein geschlagen zu haben.

Serena lachte noch und drehte sich.

Kara sprang zurück, denn ihre Gegnerin schlug sofort zu. Diesmal verfehlte die Klinge des Eisernen sie nur knapp. Kara spürte sogar den Luftzug, als sie vorbeiwischte.

Dann war sie wieder an der Reihe.

Sie stach zu.

Damit hätte sie Serena aufspießen können. Das klappte nicht. Sie hörte nur das kratzende Geräusch, als die Klinge an der harten Haut einfach abrutschte.

Der Kampf wurde verbissen geführt, aber nicht schnell. Jeder Schlag wirkte so, als hätten sich beide Frauen genau überlegt, wohin sie treffen wollten.

Wenig später prallten die Klingen zum erstenmal gegeneinander.

Als die Waffe des Eisernen nicht brach, da schwand Karas letzte Hoffnung dahin. Sie hatte damit gerechnet, durch die goldene Klinge das andere Schwert vernichten zu können.

Serena lachte sie aus. Noch »klebten« die beiden Klingen aneinander. Eine Sekunde später stieß Serena Kara zurück und schlug sofort wieder zu.

Die Schöne aus dem Totenreich parierte. Allerdings war der Treffer so hart, daß ihr das goldene Schwert fast aus den Händen geschlagen wurde. Sie konnte es nicht mehr so fest in den Händen halten, es kippte weg.

Für einen Moment war sie deckungslos, und Serena wollte hineinstoßen. Sie rammte die Klinge vor, Kara hechtete zur Seite, die Waffe verfehlte sie, und die Schöne aus dem Totenreich rollte sich auf dem Boden um die eigene Achse, bevor sie in die Höhe sprang.

Schon mußte sie wieder einen Hieb abwehren. Die Klingen prallten zusammen. Serena ging jetzt aufs Ganze. Sie schlug brutal zu, sie konnte es sich leisten, da sie im Gegensatz zu Kara unverwundbar war. Dabei lachte sie und trieb die Schöne aus dem Totenreich immer weiter zurück.

Der Engel lag am Boden. Völlig fertig, ausgelaugt. Es sah deprimierend aus, als er versuchte, sich zu erheben.

Bevor er sich auf die Füße stemmen konnte, brach er wieder zusammen. Aber er gab nicht auf.

Immer wieder versuchte er es. Selbst eine Gestalt wie der Engel

zeigte Gefühle. Aus seinen Augen rannen Tränen und hinterließen nasse Spuren auf dem graubraunen Gesicht.

Es gab noch einen Zeugen des Kampfes. Carl Lidholm, ein in der Pyramide gefangener Mensch, der alles nicht begriff und sich vorkam wie der Zuschauer bei einem makabren Schauspiel.

Leider war das hier keine Bühne, sondern die Realität. Lidholm war bis an die Pyramidenwand vorgelaufen. Er zeichnete sich dahinter als verzweifelter Mensch ab und hatte auch nicht aufgegeben, mit den Fäusten gegen das Material zu trommeln.

Er hörte die dumpfen Echos, die Frauen konnten sich darum nicht kümmern. Der Eiserne kämpfte inzwischen weiter. Drei, vier Versuche hatte er gebraucht, um endlich auf den Beinen stehen zu können.

Aber wie er stand.

Den Körper nach hinten gedrückt. Er sah aus, als würde er jeden Augenblick nach vorn fallen, schwankte dabei hin und her und suchte vergeblich nach einer Stütze.

Aber er hörte das Trommeln des Schweden und versuchte, da er Carl den Rücken zuwandte, sich umzudrehen.

Es sah erbarmungswürdig aus, wie sich diese Gestalt bewegte. Sie war einst so kräftig gewesen, nichts hatte sie erschüttern können, jetzt war sie nur mehr ein Wrack.

Aber der Eiserne schaffte es. Das war für ihn schon ein kleiner Sieg. Seine Gesichtszüge hatten sich verzerrt, in den Augen lag plötzlich ein heller Funke. Es sah so aus, als würde er so reagieren wie damals, als er noch bei Kräften gewesen war, aber er sackte wieder zusammen.

Während weit hinter ihm die beiden Frauen kämpften und er das Klirren der aufeinanderschlagenden Klingen hörte, streckte der Eiserne den Arm aus und konnte sich abstützen.

Deshalb fiel er nicht.

Nur dauerte es wieder seine Zeit, bis er es geschafft hatte, sich abzustemmen.

Schwankend kam er hoch.

Seine glänzenden Augen hielt er offen. Wenn er sie schloß, wurde der Schwindel schlimmer.

Der Eiserne starrte gegen die Pyramide. Er stand in einem ziemlich guten Blickwinkel. Vor sich sah er den Schweden. Dessen Gestalt wirkte durch die dünne Haut irgendwie verzerrt, aber Carl gab nicht auf. Er hatte dem Eisernen die Daumen gedrückt, daß dieser es schaffte, sich zu erheben. Vielleicht war es dieser Gestalt dann möglich, ihn aus der Pyramide zu befreien.

Der schwere Körper beugte sich vor, erreichte den Kippunkt nicht, so daß der Engel sich wieder in die Senkrechte schrauben konnte. So blieb er auch stehen.

Er schöpfte Kraft. Sein Blick hatte sich geklärt. Beide Augen richtete

er auf die Pyramide, in der Carl Lidholm verzweifelt auf eine Rettung wartete.

Mit einer sehr langsam geführten Bewegung streckte der Eiserne den rechten Arm vor. Die Distanz war noch zu groß. Er schaffte es nicht einmal, die Pyramide mit den Fingerspitzen zu berühren. Einige Schritte benötigte er noch.

Dann ging er…

Es war mehr ein Schleichen, ein Schleifen. Zitternd und auch schwankend setzte er sich in Bewegung. Er kam der Pyramide näher. Das leichte Grün der Außenhaut nahm an Intensität zu. Bis zur Spitze zu schauen, schaffte er nicht, der Schwindel und die Kraftlosigkeit wären einfach zu stark gewesen und hätten ihn wieder von den Beinen gerissen.

»Ja!« schrie Carl, der alles genau verfolgt hatte. »Bitte komm!« Er trat zurück und winkte dem Engel zu.

Der Eiserne setzte seine gesamte Kraft ein. Er wunderte sich selbst darüber, daß er es schaffte. Dann spreizte er seine Finger. Die Bewegungen glichen denen des Monsters Frankenstein, so langsam und zitternd wurden sie durchgeführt.

Noch ein Schritt…

»Ja, du schaffst es! Du schaffst es!« schrie Carl, als er sah, daß der Eiserne kippte.

Diesmal konnte er sich nicht halten. Er fiel gegen die Außenhaut – und hindurch.

Lidholm war noch weiter zurückgesprungen. Er hatte mit angesehen, wie die Haut aufstrahlte, als der Körper des Eisernen hindurchfiel und im Innern landete.

Die schwere Gestalt fiel wuchtig zu Boden. Bäuchlings und vor den Füßen des Schweden blieb er liegen.

Carl wurde nervös. »Verdammt!« keuchte er. »Steh doch auf. Los, komm in die Höhe!«

Der Eiserne konnte nicht. Er war zu erschöpft. Die letzten Aktionen hatten den Rest seiner Kraft gekostet.

Lidholm bückte sich, um ihm zu helfen. Er berührte zum erstenmal den Körper des Eisernen und hatte wirklich den Eindruck, gegen Metall zu fassen. Gleichzeitig wurde ihm bewußt, daß er es mit seinen Kräften kaum schaffen konnte, die Gestalt in die Höhe zu hieven, auch wenn er sich noch so anstrengte.

Er nahm beide Hände zu Hilfe und versuchte es. Eine Daumenlänge bekam er den Körper vom Boden hoch, das war natürlich viel zu wenig. Doch der Eiserne selbst wußte, daß er etwas tun mußte. Serena hatte ihn körperlich geschwächt, er war auch seelisch angeschlagen, allerdings nicht so stark, als daß er seine eigentlichen Aufgaben vergessen hätte. Er war Herr der Vogelmenschen gewesen, ein Freund

der Natur. Für ihn gab es nichts Wichtigeres als das Leben, egal, ob es sich dabei um das eines Menschen oder eines Tieres handelte. Aus diesem Grund wollte er auch den Menschen nicht in der Pyramide lassen. Sie konnte leicht zu dessen Grab werden.

Er winkelte die Arme aus. Seine Hände fanden auf dem weichen Untergrund Haltung genug. Jetzt sackte er auch nicht mehr in den Boden ein. Als er sich aufstützte, da reagierte auch Carl Lidholm.

Mit beiden Händen unterfaßte er die Schultern des Eisernen und sorgte dafür, daß die Gestalt schneller in die Höhe kam.

»Verdammt!« keuchte der Naturschützer. »Wir beide schaffen es. Wir müssen es schaffen!«

Für den Eisernen waren die Worte eine Motivation. Er wollte sich auch vor einem Menschen nicht blamieren und kam tatsächlich wieder auf die Beine, wobei ihn Carl stark unterstützte. Er hielt ihn auch noch fest, als er stand.

»Und jetzt raus, bitte!« flüsterte er. »Verdammt, Engel, schaff mich hier weg!«

Der Eiserne hatte die Worte gehört und auch verstanden. Wie ein alter Mann ging er vor. Schlurfend, gebückt, aber von Carl durch Worte und Taten unterstützt.

»Gib nicht auf, Engel!« keuchte er. »Wir beide packen es. Gib um Himmels willen nicht auf!«

Eine Antwort bekam er nicht. Der Engel war einfach nicht in der Lage, etwas zu sagen.

Aber er ging, und sein Ziel war die Wand der Pyramide. Als normaler Mensch schaffte es Carl nicht, das Gefängnis zu verlassen, aber der Eiserne war eine mystische Figur. Er mußte es packen, Lidholm setzte auf ihn.

Die Wand erschien.

Dünn, dennoch hart und etwas grünlich schimmernd. Noch ein Schritt, dann der nächste – und…

Der Eiserne torkelte hindurch. Ob er Carl Lidholm zog oder dieser ihn schob, war nicht genau zu erkennen. Jedenfalls blieb keiner von ihnen in der Pyramide zurück.

Geschafft!

Carl wollte vor Freude jubeln, doch schon der erste Laut blieb ihm im Hals stecken, als er sah, was bei den beiden Frauen geschehen war.

Die Schwarzhaarige, die sich so tapfer gewehrt hatte, lag am Boden wie vorhin der Engel.

Serena stand über ihr, und diesmal hielt sie sogar das goldene Schwert in der Hand.

Ihr Lachen vor dem Mord hallte grausam über das Tote Land…

***

Serena schlug ungemein wuchtig. Immer wieder hämmerte sie auf Kara ein, die sich kaum aus der Defensive befreien konnte und froh war, die Schläge einigermaßen parieren zu können.

Sie wurde immer weiter zurückgedrängt und geriet dabei auch in die Nähe des abgestellten Jeeps.

Serena steckte voller Haß. »Ich mache dich fertig. Ich köpfe dich. Ich werde dich zerstückeln, du… du … da!« Und wieder drosch sie zu. Diesmal hatte sie so wuchtig geschlagen, daß Kara es nicht mehr schaffte, diesen Treffer zu parieren.

Die Aufprallwucht erwischte sie dicht über dem Anfang des Griffs und ihrer Handgelenke. Ein wuchtiger Schlag, daß Kara ihr Schwert selbst mit beiden Händen nicht halten konnte.

Nicht nur sie fiel zu Boden, sie verlor auch das Schwert aus den Händen, wollte nachgreifen, doch Serena reagierte schneller.

Sie drückte die Spitze ihres Beuteschwertes auf die Mitte des Handrückens und sagte: »Wenn du dich bewegst, nagele ich deine Hand auf dem Boden fest!«

Kara lag still, und sie wußte, daß sie diesen Kampf verloren hatte.

Ihr Gefühl hatte sie nicht getrogen. Serena war stärker als sie. Diese Person würde alle in ihre Schranken verweisen. Wer sie zum Feind hatte, konnte sich schon ein Grab schaufeln.

»Jetzt hast du verloren, Kara!« sagte sie voller Spott und bückte sich. Die Klingenspitze berührte auch weiterhin Karas Handgelenk, auf dem sich ein roter Blutfaden abzeichnete. Mit der freien Linken umfaßte sie den Griff des goldenen Schwerts und hob die Waffe an.

Das andere ließ sie einfach fallen.

Kara wollte sich bewegen, doch die kalte Stimme der Frau ließ sie in ihrer Haltung. »Wage es nicht. Wage es nur nicht!« Serena trat einen kleinen Schritt zurück, weil sie für den Mord eine günstige Stellung einnehmen wollte.

Dann lachte sie, als sie die Klinge hob. Sie konnte nicht anders, sie mußte ihren Triumph loswerden.

Über Kara schwebte die leicht gekrümmte Klinge des goldenen Schwerts. Es sah so aus, als würde ein nicht völlig gekrümmter Halbmond ihr den Kopf vom Rumpf schlagen.

Das Lachen verstummte. Noch einmal sprach Serena. »Du bist die erste, dann vernichte ich den Eisernen Engel, danach hole ich Myxin, und dann werde ich…«

Ihre weiteren Worte gingen in einem Geräusch unter.

Ein Motor heulte auf, der Jeep sprang förmlich vor und gleichzeitig gellte ein bestimmter Begriff auf…

***

Wir waren am Ziel!

Eine lange, unheimliche und phantastische Reise lag hinter uns.

Eine Fahrt, prall gefüllt mit Eindrücken, über die ich nicht näher nachdenken konnte, weil sie einfach zu schnell wechselten.

Dann aber waren wir da!

Ich sah Suko, ich schaute über ein weites Gebiet, sah einen grauen Himmel und dicht vor mir einen Gegenstand, der mir sehr bekannt vorkam. Es war ein Auto, ein Jeep.

Meine Gedanken arbeiteten klar und präzise. Wir befanden uns in der normalen Welt und nicht in irgendeiner anderen Dimension.

Und wir hörten etwas.

Suko, der neben mir stand, zog ein gespanntes Gesicht. Schreie, Keuchen, dazwischen ein Klirren.

Die Geräusche waren vor uns aufgeklungen. Die Ursache blieb uns verborgen, weil der Wagen die Sicht nahm.

»Rein!« zischte Suko. »Fahr du, wenn es geht!« Er war kurz vorgelaufen und hatte mehr erkennen können, zudem wurde ich in meinem Blick durch das Tragen der Maske behindert. »Aber sei vorsichtig, man darf uns nicht entdecken.«

Ich öffnete die Fahrertür so weit, daß ich mich durch den Spalt schlängeln konnte. Suko saß nicht. Durch Zeichen machte er mir klar, daß er draußen bleiben wollte.

Jetzt konnte auch ich sehen.

Der Blick war starr nach vorn gerichtet, und ich glaubte, den Augen nicht trauen zu können. Zwei Frauen kämpften gegeneinander auf Leben und Tod. Mir waren beide bekannt.

Zum einen Serena, die ehemalige Geliebte des kleinen Magiers Myxin. Zum anderen Kara, die sich auf der Verliererstraße befand, denn dem letzten Hieb hatte sie nichts mehr entgegenzusetzen. Sie fiel nicht nur selbst zu Boden, sie verlor auch noch ihr Schwert, das Serena wenig später hastig an sich nahm.

Noch tat sie nichts, sie genoß den Triumph durch ihr Lachen. Ich hatte inzwischen festgestellt, daß der Autoschlüssel steckte.

Vielleicht war es ein glücklicher Zufall, vielleicht auch nicht. So konnte ich nur hoffen, daß der Motor dieses schon ziemlich betagten Wagens auch ansprang.

Die Drehung des Schlüssels, das Rattern des Motors, und plötzlich war er da.

Ich legte einen Gang ein, gab Gas, kam vor.

Neben Kara stand die gelbhaarige Person mit dem hocherhobenen Schwert. Sie starrte gegen den Wagen, sah vielleicht auch mich, ebenfalls die Maske, und mir wurde klar, daß die Zeit einfach nicht reichen würde. Bevor ich Serena mit dem linken Vorderreifen erwischte, konnte sie Kara längst den Kopf vom Rumpf geschlagen haben…

***

Bill Conolly stand sekundenlang bewegungslos. Es war ihm jedoch vorgekommen, als hätte er Stunden verbracht. Er hatte auch nicht mitbekommen, daß Johnny auf einer hellen Wartebank einen Platz gefunden hatte und nicht wußte, was er sagen sollte. Er hatte die Worte des Arztes nicht richtig interpretieren können. So dauerte es seine Zeit, bis sich der Nebel lichtete und er Dr. Cendrics Gesicht sah.

Ein sehr blasses und gleichzeitig sehr ernstes Gesicht. Ein Ausdruck, den Ärzte in den Krankenhäusern öfter zeigen müssen, wenn sie den nahen Verwandten erklären, daß jede Hilfe für den Kranken zu spät gekommen ist.

Bill merkte überhaupt nicht, daß er mit der Handfläche über seine Augen fuhr. Sein Körper war irgendwie unempfindlich geworden, die Nervenbahnen waren taub.

»Es tut mir leid, Mr. Conolly…«

Bill nickte. »Ich… ich möchte hin.«

»Natürlich, kommen Sie!« Der Arzt warf einen Blick an Bill vorbei auf den sitzenden Johnny.

»Kann ich mit?«

Der Reporter hörte die Frage sehr wohl. Sie drang in seinen Körper wie ein Messerstich. Sie peinigte ihn, und er schüttelte den Kopf.

»Nein, Johnny, gleich. Ich… ich möchte erst allein mit Mummy reden. Verstehst du das?«

Johnny schaute zu seinem Vater hoch. Die Blicke bohrten sich in Bills feuchte Augen. »Kann… kann sie denn noch reden, Dad?«

Bill drehte sich um. Er wollte nicht, daß Johnny seine Tränen sah.

Bevor Dr. Cendric eingreifen konnte, lief Bill los. Erst an der Tür zur Intensivstation holte der Arzt ihn ein.

»Entschuldigen Sie«, sagte Bill und schneuzte sich. »Ich… konnte einfach nicht mehr.«

»Das ist verständlich.«

Bevor Dr. Cendric die Tür öffnen konnte, hielt Bill ihn an der Schulter fest. »Sagen Sie, Doc, wie ist es geschehen? War jemand bei ihr?«

»Ja, sie… sie flüsterte ja. Da haben wir sie angerufen. Es ist alles auf dem Band.«

»Die letzten Worte?«

»Das müßten sie sein.«

»Und weiter?«

»Unsere Geräte reagierten nicht.« Dr. Cendric holte tief Luft. »Wir sahen auf dem Monitor nur mehr eine Linie und hörten den Piepton. Ein Zeichen, daß…«

»Ich weiß es.«

»Können wir jetzt gehen?«

»Bitte.«

Der Arzt hielt Bill Conolly die Tür auf. Hätte den Reporter jemand gefragt, was er fühlte, er hätte keine Antwort geben können. Bill hatte das Gefühl, bei jedem Schritt ins Leere zu gehen. Er kam sich vor wie ein künstlicher Mensch. Seine Empfindungen waren ausgeschaltet. Seele und Körper erlebten eine nie gekannte Leere.

Der Weg zum Krankenzimmer, so lang er auch war, kam Bill sehr kurz vor. Die Umgebung nahm er nicht mehr klar war. Wände, Fenster, der Boden und auch die Gestalt des Arztes verschwammen vor seinen Augen. Er konnte auch an nichts denken. Der Schock würde später kommen, wahrscheinlich dann, wenn er das Krankenzimmer verlassen hatte.

Vor der Tür blieben sie stehen. »Es ist noch eine Schwester im Zimmer«, erklärte Dr. Cendric.

»Schon gut«, hauchte Bill.

»Soll sie den Raum verlassen?«

»Nein.«

»Bitte.« Dr. Cendric öffnete. Er ließ Bill den Vortritt. Der Raum lag fast im Halbdunkel, weil ein dünner Vorhang das viereckige Fenster bedeckte.

Bill zögerte, über die Schwelle zu treten. Er hielt den Kopf gesenkt, den Blick zu Boden gerichtet, hörte hastige Schritte und vernahm das Flüstern einer Frauenstimme. Es war die Schwester, die sich mit dem Arzt unterhielt, der einen lauten Satz erwiderte.

»Was sagen Sie da?«

Bill reagierte nicht. Sein Ziel war das Bett, wo Sheila auf dem Rücken lag. Er hatte sich inzwischen an den Anblick gewöhnt. Sie wirkte so schwach, so blaß, so durchsichtig mit ihrer dünnen Haut, die sich über das Gesicht spannte.

Bei seinem letzten Besuch hatte sie gelebt, aber jetzt…

Bill weinte, während er ging. Bis zu diesem Augenblick hatte er sich noch recht gut beherrschen können, das war nun vorbei. Doch er kam nicht bis zum Bett.

Dr. Cendric legte ihm die rechte Hand auf die Schulter und krümmte die Finger zu einem harten Griff.

Bill schüttelte sich, die Hand aber blieb. »Lassen Sie mich doch in Ruhe, Doc.«

»Nein, kommen und schauen Sie!« Er zog den Reporter herum.

Bill ließ es mit sich geschehen, weil er in diesen Augenblicken nicht mehr war als eine Marionette.

»Sehen Sie doch!« rief Cendric.

Bill wußte nicht, was der Arzt meinte. Vor ihm wuchsen die Apparaturen in die Höhe. In deren Mitte sah er das grüne Viereck eines Kontrollmonitors.

»Da müssen Sie hinsehen. Die Linie, die Gerade – sie… sie ist verschwunden. Das Herz ihrer Frau schlägt wieder. Sie sehen die Schwingungen, die aussehen wie Zackenkämme. Das ist das Zeichen dafür, daß das Herz seine Tätigkeit wieder aufgenommen hat.«

Bill war noch völlig durcheinander. »Was meinen Sie?« hauchte er.

»Ihre Frau lebt!«

Der Reporter gab keine Antwort. Er begriff auch nicht richtig, was ihm da mitgeteilt worden war. Erst als Dr. Cendric den Satz noch einmal wiederholte, drehte ihm Bill den Kopf zu.

»Ja, Mr. Conolly, sie lebt!«

»Aber Sie… Sie sagten doch …«

»Nein, ich habe mich geirrt oder auch nicht. Es ist ein Phänomen, ich kann es nicht erklären. Die Apparate lügen nicht, Ihre Frau lebt wieder. Mein Gott…«

»Ja, ja«, sagte Bill, drehte sich um und ging auf das Bett zu. Steif, mit klopfendem Herzen, von Gefühlen beherrscht, die er nicht in Worte fassen konnte.

»Sheila, mein Mädchen…« Bill sprach den Namen krächzend und zitternd aus. »Bitte …«

»Bill…«

Im Innern jubelte der Reporter. Er hätte hochspringen können vor Freude. Sheila hatte reagiert, und sie hatte ihn sogar erkannt. Es war nicht zu fassen.

»Ich bin bei dir.« Er faßte nach ihrer Hand. Beide lagen oberhalb der Decke. Die Haut fühlte sich warm an, nicht kalt wie die einer Toten.

»Danke, Bill, daß du gekommen bist. Ich… ich habe Schreckliches hinter mir. Ich war auf der Reise, glaube ich …«

»Das brauchst du jetzt nicht zu sagen, Liebes…«

»Doch, Bill, ich muß es sagen, weil es etwas Besonderes gewesen ist. Eine Reise, die mein Geist machte. Ich habe die Stimme wieder gehört. Der Eiserne Engel hat wieder Kontakt aufgenommen, und ich konnte ihm die Kraft geben, die er brauchte. Er hat jemand retten können, ich habe es genau gesehen, aber jemand anderer wird sterben, glaube ich. Die Pyramide, die Frau, sie hat den Kampf gewonnen.«

»Welchen?«

»Gegen Kara!« Sheila atmete flach. Plötzlich erschienen Flecken auf ihren Wangen. »Sie hat verloren. John… greif ein, John …«

Diesmal redete sie lauter. So laut, daß selbst der Arzt unruhig wurde.

»Bitte, Mr. Conolly, Sie müssen jetzt…«

»Nein, da ist noch…« Bill erbleichte, denn Sheila lag vor ihm, als wäre sie eingeschlafen.

Vielleicht für immer?

»Sie ist doch nicht…?«

Wieder berührte die Hand des Arztes Bills Schulter. Diesmal allerdings übte sie einen beruhigenden Druck aus. »Keine Sorge, Mr. Conolly, die Apparate zeigen das Gegenteil an. Die Kurve läuft sehr ruhig und gleichmäßig. So gut habe ich sie lange nicht mehr gesehen. Es wäre jetzt wirklich besser, wenn Sie den Raum verlassen. Ihre Frau braucht Ruhe.« Dr. Cendric lächelte.

»Ich kann mir sogar vorstellen, daß sie jetzt über den Berg ist. Haben Sie Vertrauen.«

Bill erhob sich. »Was bleibt mir anderes übrig, Doktor.« Er warf noch einen letzten Blick auf seine Frau. »Werde gesund, Sheila«, flüsterte er, »bitte…«

Ihm schien es, als würde ein feines Lächeln um die blassen Lippen der Frau streichen. Das konnte er sich auch eingebildet haben, aber er hatte in der letzten Zeit noch nie mit einem so guten Gefühl das Krankenzimmer verlassen.

Johnny war nicht auf der Bank sitzen geblieben. Er stand vor der Tür, hatte sich jedoch nicht hineingetraut. Aus großen, tränenfeuchten und bangen Augen schaute er seinen Vater an.

Als er Bills Lächeln sah, wußte er Bescheid. »Ist Mummy nicht gestorben?«

»Nein, sie lebt!« Bill bückte sich und hob Johnny an. »Mein Gott, sie lebt, Johnny, sie lebt, und sie wird wieder gesund werden. Daran glaube ich fest!«

Vater und Sohn umarmten sich, als wollten sie sich nie mehr loslassen.

Zwei Schritte daneben stand Dr. Cendric. Freudentränen im Krankenhaus erlebte er als Arzt auch nicht so oft…

***

Der Jeep fuhr, und er mußte Serena vorkommen wie ein sich plötzlich in Bewegung setzendes Ungeheuer. Sie hatte nicht zugeschlagen, drehte den Kopf, zögerte und konnte auch durch die Frontscheibe schauen, obwohl auf ihrer Außenhaut braune Erdspritzer klebten.

Sie sah den Fahrer und auch die Maske!

Das irritierte sie, denn sie wußte im ersten Augenblick nicht, wer sich dahinter verbarg.

Der Wagen kam näher. Er würde sie mit einem Reifen packen und zur Seite schleudern.

Noch blieb ihr Zeit. Sie brauchte nicht mehr als eine Sekunde, um Kara zu köpfen.

Da griff Suko ein.

Und er schrie das Wort, das die Szene schlagartig änderte.

»Topar!« brüllte er gegen den Motorlärm an.

Zahlreiche, magische Waffen versagten, wenn es gegen Serena ging. Der Stab jedoch, den einst der große Religionsstifter Buddha hergestellt hatte, konnte seine Magie voll gegen Serena einsetzen.

Sie erstarrte zu Stein!

Für fünf Sekunden würde sie so stehenbleiben. In dieser Zeit mußte Suko handeln. Er konnte sich als einziger bewegen, denn auch John Sinclair war von der Magie erfaßt worden.

Zwar rollte der Jeep noch vor, er selbst aber lenkte nicht mehr, und sein Fuß berührte auch nicht das Gaspedal.

Mit gewaltigen Sätzen lief Suko um die Kühlerschnauze herum, erreichte Serena und sprang sie an. Er wuchtete sie zu Boden entriß ihr das Schwert, drehte sich und sah, wie der Wagen an der regungslosen Kara vorbeirollte, ohne sie zu berühren.

Glück gehabt.

Dann waren die fünf Sekunden vorbei, und alles lief wieder normal ab.

Natürlich auch bei mir. Ich merkte, daß der Wagen eine andere Fahrtrichtung bekommen hatte. Vor mir sah ich weder Kara noch Serena, sondern die Pyramide und nicht weit entfernt, aber außerhalb, den Eisernen Engel zusammen mit einem Mann, den ich nicht kannte.

Dann bremste ich.

Inzwischen hatte auch Serena erkannt, daß es ihr nicht gelungen war, Kara zu vernichten. Sie lag auf dem Boden und zeigte erste Unsicherheiten, weil sie beim Aufstehen nicht wußte, wo sie sich eigentlich befand. Als sie stand, schaute sie sich irritiert um, war aber schnell genug, um das Schwert mit der goldenen Klinge an sich zu nehmen, weil Suko sich um Kara kümmern mußte.

Er hatte sie vom Boden hochgezerrt, um sie in Deckung zu schleifen, und zwar hinter den Jeep.

Ich hatte Zeit für Serena.

Als ich ausstieg, hörte ich Sukos Stimme. »Kümmere dich um dieses Weib, John.«

»Okay.«

Noch immer trug ich die Totenmaske vor meinem Gesicht. Eigentlich kam ich mir ein wenig lächerlich dabei vor, aber daran wollte und durfte ich nicht denken.

Serena war wichtiger!

Ich ging auf sie zu. Als Waffen standen mir das Kreuz, die Beretta und der Dolch zur Verfügung. Damit konnte ich ihr nicht ans Leder, aber Myxin hatte mir bestimmt nicht grundlos die Totenmaske aus Atlantis überlassen, dieses uralte Relikt, das auch zu einer gefährlichen Gegenwaffe werden würde, wie ich hoffte.

Sie erwartete mich.

Die anderen hielten sich zurück. Suko und Kara, weil sie es bestimmt

irgendwie spürten, der Eiserne konnte sicherlich nicht, und sein Begleiter mußte das gleiche Problem haben.

So blieb nur ich.

Serena hatte sich mit dem goldenen Schwert bewaffnet. Ich kannte die Klinge sehr gut. Sie war eine Waffe des Guten, man konnte mit ihr zwar töten, aber nur Dämonen oder dämonische Diener. Wenn Kara versucht hätte, das Schwert gegen einen normalen Menschen zu heben, wäre es mißlungen. Wußte Serena das auch?

Wahrscheinlich nicht. Dann nämlich hätte sie nicht versucht, Kara mit ihrem eigenen Schwert zu köpfen. Darauf baute ich meinen Plan. Mit der Maske vor dem Gesicht und halb ausgebreiteten Armen, waffenlosen Händen, ging ich auf sie zu.

Sie erwartete mich wie eine grausame Amazone aus einem der zahlreichen Fantasy-Filme.

Sehr sicher stand sie auf ihren Beinen, den Griff der Waffe mit beiden Händen umklammert. Sie wirkte schmal, nicht muskelbepackt.

Ihr Gesicht konnte man als starre Maske ansehen, und in den Augen funkelte ein gelbliches Feuer.

Ich schaute auf ihren Gürtel. In der Mitte war das Kästchen befestigt, das die verdammte Salbe enthielt, die es schaffte, Menschen am Leben zu lassen.

Wie sie genau weiter existierten, wußte ich auch nicht. Wahrscheinlich alterten sie unter der Maske oder starben und lebten nur mehr als Zombies weiter, denn der Schöpfer läßt sich nun mal nicht ins Handwerk pfuschen.

»Komm nur, Sinclair, komm nur! Wir haben uns lange nicht gesehen. Ich hatte dich vorhin nicht erkannt, weil die dumme Maske auf deinem Gesicht sitzt. Aber sie wird dir auch nicht helfen, das kannst du mir glauben.«

»Myxin überließ sie mir!«

Sie lachte mich schrill an. »Er ist ein Dummkopf, dieser kleine Magier. Das hat schon damals seine Mutter, Macha Rothaar, zu mir gesagt. Er ist irre.«

Das war ihre Meinung, ich sah das anders. Aus Spaß hatte mir Myxin die Totenmaske nicht überlassen.

Mittlerweile hatte ich mich auch an sie gewöhnt. Die Zeitreise lag hinter uns, es bestand keine Verbindung mehr zwischen ihr und den Steinen, und sie war eigentlich harmlos.

Ich änderte die Richtung nicht.

Das sah auch Serena. Bisher hatte die Klingenspitze schräg zu Boden gezeigt und dicht über der braunen Erde geschwebt. Jetzt aber hob sie die Waffe an.

Nicht über den Kopf, sie wog die Klinge, als wollte sie das Gewicht noch einmal checken.

Ein paar fintierte Schläge führte sie ebenfalls durch, nickte zufrieden und konzentrierte sich auf mich.
Sie kam mir entgegen.
Nicht schnell, nein, sie ging ungefähr in dem gleichen Tempo wie auch ich.
Es würde nur Sekunden dauern, bis wir aufeinandertrafen. Sollte ich der Maske und auch der Magie des Schwertes weiterhin Vertrauen schenken und Serena schlagen lassen?
Eine verdammt schwierige Entscheidung und auch nicht ohne Risiko. Mich packte die Spannung sowie die Aufregung. Zweifel kamen auf. Lange durfte ich nicht warten, dann war es zu spät.
Da hörte ich die Stimme und auch das Brausen in meinem Kopf.
Myxin hatte aus der Ferne Kontakt mit der Maske aufgenommen.
»Ich sehe dich in den Steinen, John. Geh weiter, geh nur auf sie zu. Diesmal schafft sie es nicht.«
»Sie wird mich töten…«
»Nein, das Schwert gehört Kara. Sie kann es nicht. Laß sie schlagen, John, bitte.«
Mir rann der Schweiß den Rücken hinab. Die Tropfen hinterließen eine kalte Bahn. Es war riskant, was ich vorhatte.
Und doch vertraute ich Myxin.
»Ja, John, das ist gut. Du stehst unter dem Schutz der Maske. Sie gehört mir, nicht ihr, das weiß sie auch. Sie ist ebenfalls unsicher. Sie kann nur auf ihre Salbe vertrauen. Viel Glück…«
Der kleine Magier mußte gemerkt haben, daß es keinen Sinn hatte, Erklärungen abzugeben. Theorie half nichts mehr, es zählte nur die Praxis. Das wußte auch Serena, die das goldene Schwert über ihren Kopf geschwungen hatte. Es glich schon einem kleinen Wunder, daß sie es überhaupt schaffte, die Klinge anzuheben, denn die Waffe war nur für bestimmte Hände hergestellt worden. Aber Serena bildete auch hierbei eine Ausnahme.
Hoffentlich schlug die Klinge nicht durch. Mir blieb nichts anderes übrig, als den Worten des kleinen Magiers zu vertrauen. Den Blick hielt ich fest auf Serena gerichtet. Die Mordabsicht spiegelte sich auf ihrem Gesicht wider. Sie zeigte ein nahezu wölfisches Grinsen. Die Pupillen funkelten gelb vor Wut und Haß.
Jeder ging auf den anderen noch einen Schritt zu. Ich hörte nichts mehr, eine unnatürliche Stille hielt uns beide umfangen.
Dann schrie sie auf – und schlug zu!

***

Ich tat nichts, überhaupt nichts. Innerhalb der nächsten Sekunden mußte sich beweisen, ob mein Risiko erfolgreich gewesen war oder ob ich zweigeteilt am Boden liegen würde.

Ich hatte nicht auf das Schwert geschaut. Über meinen Kopf glich die Klinge einem fauchenden Strahl aus Gold, der meinen Kopf nicht erwischte. Bevor sie dann auch nur ein Haar spalten konnte, kam die Klinge aber zur Ruhe. Sie bebte über mir, denn das Zittern der Serena hatte sich auf die Klinge übertragen. Dann schrie sie.

Meine Güte, war das ein Schrei!

Ein irrer, wilder, haßerfüllter Ausstoß, in den sich auch die große Enttäuschung mischte, alles auf eine Karte gesetzt und letztendlich nichts geschafft zu haben.

Sie brüllte die Wut aus dem Leib, und dennoch schaffte sie es nicht, die Stimme zu übertönen, die auf einmal in meinen Ohren zu hören war. Wieder meldete sich Myxin.

»Gut, John, sehr gut. Tu nichts, aber gib acht, was jetzt geschieht. Ich habe lange überlegt und weiß, daß es eventuell eine Chance für uns gibt. Bleib nur stehen.«

Die Worte des Magiers waren kaum verklungen, als etwas anderes mit mir geschah.

Ich bekam den Eindruck, als wäre mein Kopf in den Mittelpunkt eines Orkans geraten. An allen Seiten zerrte und zurrte es. Es wurde mir nicht die Haut vom Gesicht gerissen, die Kraft fegte mir nur die Maske ab und trieb sie auf Serena zu.

Dabei drehte sie sich, so daß sie genau mit der Rückseite gegen ihr Gesicht klatschte.

Wieder schrie sie auf. Diesmal vor Schmerz. Sie ließ das Schwert fallen, griff mit beiden Händen an die Ränder der Maske, um sie von ihrem Gesicht zu zerren.

Es war nicht möglich.

Die Maske saß so fest, als hätte man sie angelötet. Serena kämpfte um ihre Existenz. Sie blieb nicht mehr auf der Stelle stehen, sondern lief mit unsicher wirkenden Bewegungen vor. Dabei schlug sie einen Halbkreis, die Hände immer um den Rand der Maske gekrallt, ohne eine Chance zu haben, sie endgültig von ihrem Gesicht reißen zu können.

Die Totenmaske verwandelte sich in eine Waffe. Sie besaß fünf Augen von unterschiedlicher Farbe.

Fünfmal glühten sie auf. Ein böses, ein kaltes Licht, das nicht nach außen, dafür aber nach innen strahlte und dort etwas verbrannte.

Einen anderen Grund für die wilden, abgehackten Schreie dieser Person, die nicht sterben wollte, konnte ich mir nicht vorstellen.

Sie torkelte weiter. Die flammenden Maskenaugen vor dem Gesicht, die ihre Strahlen plötzlich senkten und gegen den verbrannt wirkenden Erdboden schickten.

Genau dort tat sich etwas.

Später habe ich gehört, was hier vor urlanger Zeit geschehen war.

Daß ein Sternenschiff gelandet und verunglückt sein sollte. Es war versunken, aber diejenigen, die in dem Schiff gesessen hatten, waren nicht vergangen.

Sie kamen zurück…

Die Magie der Maske hatte Serena durch die Strahlen in ihrer Totenruhe aufgescheucht.

Jetzt drangen sie aus dem Boden wie lange, rauchartige Bänder.

Spiralförmig, gesichtslos und geschlechtslos. Ein Mittelding zwischen Mensch und Geist. Gelblich schimmernd, durchsichtig und dennoch fest, denn etwas Ähnliches wie Krallen packten Serena und hielt sie fest.

Suko, Kara, der Eiserne, sein Begleiter und auch ich beobachteten, wie Serena sich zum letztenmal wehrte. Es gelang ihr sogar mit einer übermenschlichen Kraft, sich loszureißen und fortzurennen.

Sie schaute nicht mehr hin, welchen Weg sie nahm. Wir als Zeugen konnten erkennen, daß sie genau auf die Pyramide zulief und in sie hineinsprang.

Aber dort lauerten sie schon.

Wie einst der Eiserne im Boden gesteckt hatte, so hing auch sie jetzt fest. Doch sie wurde nicht herausgedrückt, sondern hineingezogen. Gleichzeitig, als wieder die gesichtslosen Körper an ihr in die Höhe stiegen, hörten wir so etwas wie ein Splittern und Schmelzen.

Es war die Pyramide des Wissens, die vor unseren Augen zusammenschmolz. Das Glas verlor an Härte. In langen Streifen rannen die einzelnen Teile aufeinander zu, formten sich zu einer klumpigen Masse, die sich auf dem Erdboden ausbreiteten, bevor sie in ihm versank.

Sie rissen alles mit, was sich ihr in den Weg stellte – auch Serena.

Sie lag in einer dicken, ölartigen Flüssigkeit, die wie ein großer grüner Tümpel schimmerte und seinen Weg durch sämtliche vorhandenen Risse und Spalten in die Tiefe fand.

Über der Fläche schwebten die Geister der Toten wie Nebelschwaden auf und ab.

Serena verging.

Ihre Gestalt verzerrte sich. Sie sah aus wie ein Körper, der dicht unter der Wasseroberfläche schwamm.

So sank sie zusammen mit den Überresten der Pyramide in die endlose Tiefe des toten Landes hinein.

Etwas anderes blieb zurück.

Die Totenmaske aus Atlantis!

Ich war es, der sie aufhob und an mich nahm. Kara sollte sie ihrem Partner zurückgeben. Natürlich verbunden mit meinem innigsten Dank, denn sie hatte uns wohl allen das Leben gerettet…

Es dauerte seine Zeit, bis einer von uns sprechen konnte. Zu stark

waren wir noch von den Ereignissen der letzten Vergangenheit belastet. Kara machte den Anfang.

Sie ging auf den Eisernen Engel zu, der auch jetzt seine Schwäche nicht überwunden hatte.

Dann lagen sich die beiden in den Armen. Im Vorbeigehen hörte ich, wie Kara von der Rückkehr zu den *flaming stones* sprach, wo er sich ausruhen und abermals seine Heimat finden sollte.

Ich schlug Suko auf die Schulter, und wir kümmerten uns gemeinsam um den bärtigen Mann.

Durch ihn erfuhren wir, daß wir uns in Schweden befanden. Zum Glück sprach Carl Lidholm unsere Sprache, aber er wollte nicht viel erklären, weil er zu sehr schockiert war.

»Am besten ist es, wenn Sie das alles vergessen, Mr. Lidholm«, riet ich ihm.

»Das glaube ich auch. Oder würde mir einer glauben?«

»Kaum.«

»Hattest du nicht noch ein Problem, John?« fragte mich mein Freund.

»Was?«

»Sheila!«

»Verdammt, ja. Ein Telefon.« Ich hatte es einfach so gesagt, die anderen mußten lachen. In dieser Einöde gab es viel, nur eben kein Telefon. Wir fragten Carl, ob er uns in die nächste Stadt bringen würde, von wo aus wir telefonieren konnten.

»Das mache ich. Aber eines sage ich Ihnen auch. Den Job hier gebe ich auf. Ich müßte schließlich immer damit rechnen, daß diese Geister zurückkehren.«

»Das kann ich verstehen.«

Kara und der Eiserne verabschiedeten sich auf ihre Art und Weise.

Sie schafften es dank ihrer Telekräfte, dorthin zu gelangen, wo Myxin bestimmt schon sehnsüchtig wartete.

Am glücklichsten war der Eiserne Engel, was Suko und ich ihm von Herzen gönnten. Daß er sich einmal auf die andere Seite gestellt hatte, trug ihm niemand mehr nach.

Einige Stunden später konnten auch wir aufatmen. Ich hatte mit London telefoniert und die Nachricht erhalten, daß es Sheila wieder besser ging.

Warum auch nicht? Einmal mußte sich das Glück ja auf unsere Seite schlagen.

Leider war es unberechenbar. Ich konnte mir schon jetzt vorstellen, daß es sehr bald wieder kippte. Daran jedoch wollten Suko und ich vorerst nicht denken…

ENDE

[1]Siehe John Sinclair Nr. 549 »Amors Teufelspfeile«